

**Kontrovers diskutiert:**

Die Umsetzung von «Bologna» in Zürich ... **Seiten 4-5**

**Völlig unterdotiert:**

Fakten zur Lage der Geistes- und Sozialwissenschaften ... **Seite 6**

DIE ZEITUNG DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

unijournal

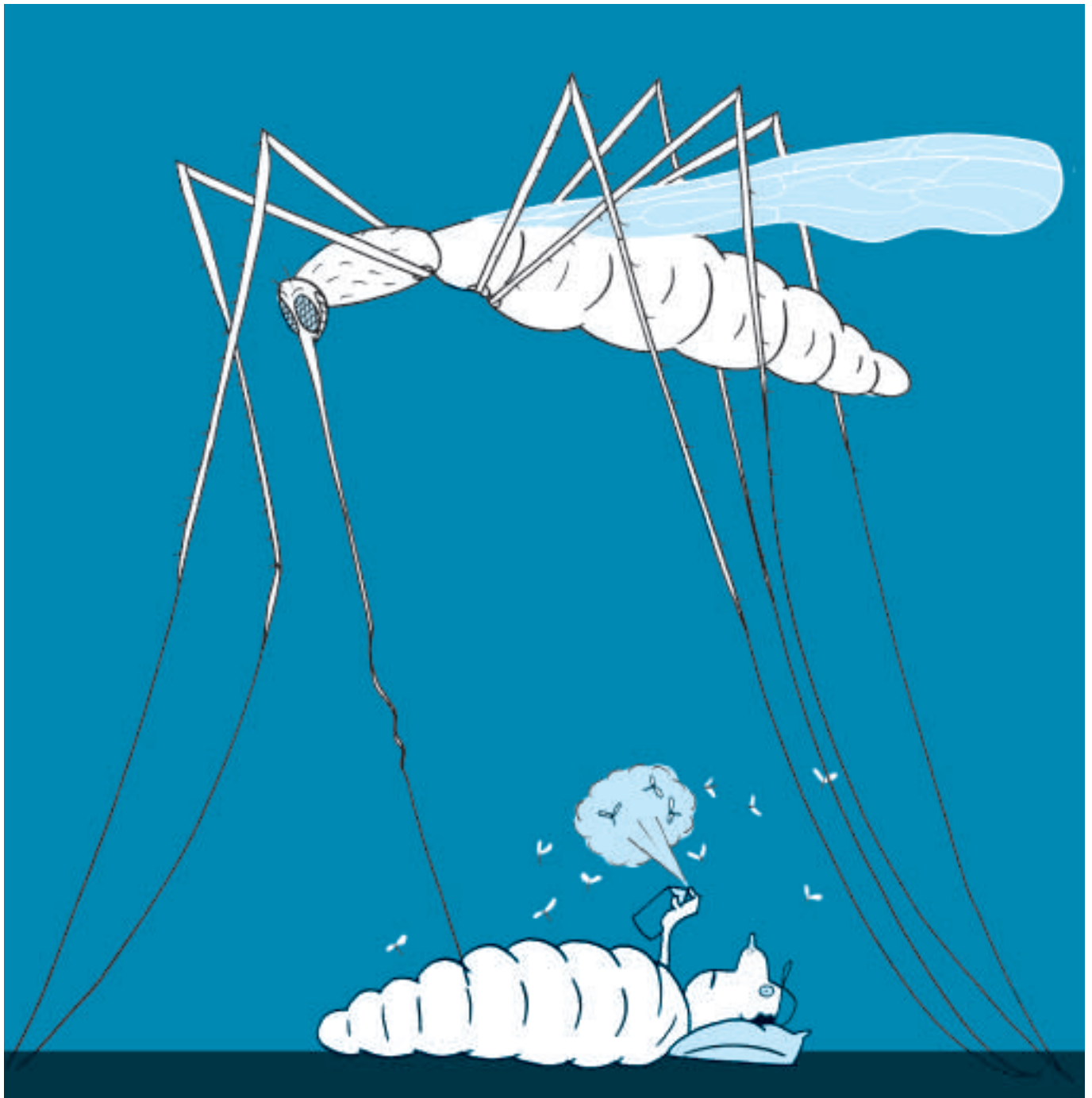


Bild: Pierre Thomé

Mit dem Feind in einem Bett: Stechmücken sind lästig, besonders in den lang ersehnten Ferien. Übertragen sie Malaria, sind sie auch noch lebensgefährlich. Denn bis heute gibt es noch keinen sicheren Impfschutz ... **Seite 9**

Inhalt

Aktuell

- 3 Fusion:** Rektor Hans Weder äussert sich zu «Vetsuisse»
- 4/5 Kontrovers:** Die Meinungen über «Bologna» sind geteilt
- 6 Notstand:** Zur Lage der Geistes-/Sozialwissenschaften
- 7 Zoff in der Zentralstelle:** Der Fall Helbling

Wissen

- 8 Sterbehilfe:** Erste Studie über die Schweiz
- 9 Gefährliche Plagegeister:** Schutz vor Malaria
- 10 Chinesische Literatur:** Einziges Archiv in der Schweiz



- 11 Über den Tellerrand:** Kompetenzzentrum Mediävistik
- 24 Wissensfrage:** Emotionen, eine physische Angelegenheit?

Mittelbau

- 14 Mentoring:** Anregungen aus den USA

Porträt

- 15 Raymond Bandle:** Baulöwe von Amts wegen

Vorschau

- 17 Schostakowitsch:** Symposium an den Zürcher Festspielen

Bauten

- 19 Umbau mit Durchblick:** Plattenstrasse 32

Studierende

- 23 «info»:** Zwischen Feldarbeit und Lobbying

Service

Veranstaltungen 12/13, Vorschau 16/17, Dienste 18, Applaus 20, Neuberufungen/Publicationen 21, ZUNIV/Senioren 22

AUS EUL UND SENAT

Projektleitung für «Bologna»

■ **Ausserordentliche Senats-sitzung vom 3. Mai 2002.** Der Senat nahm Stellung zur Vernehmlassungsvorlage des Universitätsrats für die Teilrevision des Universitätsgesetzes. Mit 228 gegen 1 Stimme (und ohne Enthaltung) übernahm er den Vorschlag der EUL (siehe «unijournal» 3/02, S. 3). Hinzu fügte er den Antrag, die EUL solle Wahlvorschläge für den Universitätsrat einbringen sowie zu Vorschlägen von anderer Seite Stellung nehmen dürfen. Einen Antrag, die Aufhebung des Gesetzesparagrafen über die Zulassungsbeschränkung zu beantragen, lehnte er ab.

Im Weiteren bat der Senat den Kantonsrat in einer Eingabe, er möge auf die im neuen Bildungsgesetz vorgesehene Aufhebung der universitären Rekurskommission verzichten.

Während noch ungewiss ist, wohin in Sachen Universitätsgesetz die Reise geht, hat sich der Kantonsrat punkto Rekurskommission mit 118 zu 0 Stimmen im Sinne des Senats entschieden.

■ **EUL-Sitzung vom 7. Mai 2002.** Die Leiter der Abteilungen Bauten und Räume und Betriebsdienst Zentrum berichteten, dass die Veranstaltungsräume im laufenden Jahr um 1500 Sitzplätze erweitert werden. Damit existiert ein genügendes Angebot; allfällige Engpässe können durch vermehrtes Ausschöpfen des ganzen Zeitbereichs beseitigt werden. Dies bedarf der Prioritätensetzung. Konflikte sind unvermeidlich; dank einer neu von 11 auf 18 Wochen verlängerten Dispositionsphase können sie besser gelöst werden.

Die Empfehlungen zu Doktoratsstudienangeboten (siehe «unijournal» 2/02, Seite 3 und 5) werden zustimmend verabschiedet und finden in die Planung der Fakultäten Eingang.

Der «Bologna-Prozess», das heisst die Einführung gestufter Studiengänge mit Bachelor- und Master-Abschluss, vollzieht sich an der Universität Zürich weiterhin unter der Oberaufsicht der EUL. Unter ihrer Ägide wird eine Projektleitung, die vom Prorektor Lehre präsidiert wird und in welcher Fakultäten und Stände vertreten sind, für verbindliche Rahmenrichtlinien und für die Koordination sorgen. Ein besonderes Augenmerk ist auf das Teilzeitstudium und den Übergang vom Bachelor zum Master-Studium zu richten.

*Dr. Kurt Reimann,
Generalsekretär*

FORSCHUNGSKREDIT 2002 DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

Grosse Nachfrage bei Doktorierenden

■ **Die zweite Ausschreibung** des Forschungskredits der Universität Zürich stiess wiederum auf ein ausserordentlich grosses Interesse. Auf den Einreichtermin 31. Mai 2002 gingen 128 Gesuche ein, mit welchen ein Gesamtvolumen von rund 14 Millionen Franken beantragt wurde. Die Förderung des akademischen Nachwuchses wird in diesem Jahr noch stärker in den Vordergrund gerückt, indem neuerdings Doktorierende aus allen Fakultäten um einen Beitrag für ihr Dissertationsprojekt ersuchen können. Von dieser Möglichkeit wurde reger Gebrauch gemacht: Rund die Hälfte aller eingegangenen Gesuche

sind Dissertationsprojekte, aus der philosophischen Fakultät stammen sogar zwei Drittel der Anträge von Doktorierenden. Diese Resonanz weist den Forschungskredit als bedeutendes Instrument der Nachwuchsförderung an der Universität Zürich aus.

Für die Unterstützung von herausragenden Projekten stehen vier Millionen Franken zur Verfügung. Die Zusprachen werden im September 2002 vorgenommen, erste Projekte werden am 1. Oktober 2002 beginnen können.

*Dr. Hansueli Rüeegger,
Prorektorat Forschung*



Aus dem Material des Dissertationsprojektes von Christine Stark «Heilige und Huren im Alten Testament» (Forschungskredit 2001)

In loser Folge werden auf «unipublic» ausgewählte Forschungsprojekte des letzten Jahres vorgestellt: www.unipublic.unizh.ch/campus/uni-news/2002/0458/

Nicht billiger, aber besser

Unter dem Namen «Vetsuisse» werden die beiden Veterinärmedizinischen Fakultäten der Universitäten Zürich und Bern zusammengeschlossen. Über die bevorstehende Fusion gibt der Rektor der Universität Zürich, Professor Hans Weder, in einem Interview Auskunft.

VON ROGER NICKL

uniJournal: Herr Weder, wieso ist der Zusammenschluss der Veterinärmedizinischen Fakultäten von Zürich und Bern nötig?

Hans Weder: Die Fusion ist nötig, weil beide Fakultäten sowohl in der Lehre als auch in der Forschung die kritische Masse nicht erreichen. Wir haben ja vorgängig eine Forschungs-evaluation gemacht, die gezeigt hat, dass zwar gute Qualitäten vorhanden sind. Beide Standorte allein sind aber zu schwach, um weltweit zu den zehn besten zu gehören. Sinnvoll ist die Fusion auch, weil zwischen Zürich und Bern bereits seit langem gute Verbindungen bestehen – sowohl kommunikativ als auch verkehrstechnisch.

Was ist das Fazit der von Ihnen erwähnten Forschungs-evaluation? In der Evaluation wurde generell gefordert, dass mehr Geld in die klinische Forschung investiert wird – eine Auffassung, die übrigens von beiden Fakultäten geteilt wird. In Zukunft sollen nun zusätzlich rund 10 Prozent der Budgetmittel an jedem Standort in diesen Bereich fließen. Ich glaube, durch die geplanten Umstrukturierungen wird es eine starke Verbesserung in der klinischen Forschung geben. Im Übrigen werden durch die Fusion beide Standorte vermehrt die Gelegenheit haben, ihre eigenen Kooperationen

Roger Nickl ist Redaktor des «unimagazins».



Rektor Hans Weder: «Die Standorte Bern und Zürich sind allein zu schwach, um weltweit zu den besten zehn zu gehören.» (Bild Christoph Schumacher)

auszubauen – etwa das Agrovet-Projekt der Universität und der ETH Zürich.

Welche Konsequenzen hat die Fusion für die beteiligten Universitäten?

Die Grundversorgungsbereiche der Tierkliniken in Zürich und Bern bleiben weiterhin bestehen; bestimmte Spezialitäten – beispielsweise die Wildtierforschung – sollen dagegen nur noch an einem Ort betrieben werden. Forschung und Lehre betreffend hat man ganz generell gesagt, dass in Zürich der präklinische Bereich stärker gewichtet ist, in Bern dagegen ist die Paraklinik Schwerpunkt.

Ist mit Institutsschliessungen oder Stellenabbau zu rechnen?

Institutsschliessungen sind keine vorgesehen. Geplant sind zwar Stellenumlagerungen zugunsten der klinischen Forschung. Wir haben aber von Anfang an signalisiert, dass die Arbeitsplatzsicherheit aufrecht erhalten wird. Auch soll die Personalfuktuation bei der Restrukturierung ausgenutzt werden.

Meine Devise ist es, solche Fusionsprozesse so integrativ wie möglich zu gestalten. Natürlich gibt es auch bezüglich des

neuen Konzepts Gegner. Diejenigen Institute, die Ressourcen verlagern müssen, haben sicher keine Freude. Der Entscheid ist von der Sache her aber begründbar.

Die Fusion wurde von den Erziehungsdirektionen Zürich und Bern in einer 1997 erlassenen Verfügung gefordert. Was sind die Hintergründe dieses Beschlusses?

Ursprünglich wurde eine Ersparnisforderung von 10 Prozent an beide Universitäten formuliert. Im Prozess der Entwicklung des Vetsuisse-Konzepts konnten wir diese Forderung in eine Qualitätsverbesserung umwandeln. Das hat letztlich auch die beiden Regierungsräte überzeugt. Ich glaube, mit den sich abzeichnenden Veränderungen wird die Vetsuisse-Fakultät mehr als 10 Prozent besser.

Im Rahmen von Vetsuisse wird auch das Curriculum reformiert. Wie soll in Zukunft das Studium der Veterinärmedizin aussehen?

Zürich und Bern werden ein gemeinsames, an Bologna orientiertes Curriculum ausarbeiten. Es sieht ein Kernstudium vor, das künftig an beiden Orten angeboten wird. Den so genannten Mantelbereich, der be-

stimmte Spezialgebiete umfasst, wird man in Zukunft aber nur an einem Standort studieren können. In diesen Fällen müssen entweder die Studierenden oder – idealerweise – die Dozierenden reisen. Im Weiteren soll auch das Tele-Teaching ausgebaut werden. Hier in Zürich wird im Übrigen darüber nachgedacht, etwa einen Bachelor of Life Science mit Hauptfach Veterinärmedizin einzuführen – das sind kreative Möglichkeiten offen.

Wie sieht der weitere Fahrplan für die Umsetzung von Vetsuisse aus? Bis jetzt wurde ja erst einmal beschlossen, eine gemeinsame Fakultätsstruktur zu schaffen. Die konkrete Ausarbeitung wird dann Aufgabe der neuen Fakultät sein. Die neue Fakultätsleitung – bestehend aus einem Gründungsdekan und je einem Prodekan für Zürich und Bern – soll diesen Herbst eingesetzt werden. Ich glaube aber nicht, dass die Fusion wie geplant 2004 abgeschlossen sein wird. Es wird schon noch fünf Jahre dauern, bis das Ganze steht.

Die Veterinärmedizin an der Universität Zürich steht auch im Zentrum des Ende Juni erscheinenden «unimagazins».

Kontroverse Diskurse

«**Bologna**» kommt, das ist sicher. Doch um die Umsetzung wird noch gestritten: Drei Universitätsangehörige argumentieren am runden Tisch aus der Sicht ihrer jeweiligen Interessensgruppe.

unijournal: Was spricht für, was gegen Bologna?

Peppina Beeli, Präsidentin des Studierendenrates der Universität Zürich (StuRa): Dass eine Reform durchgeführt wird, ist an sich positiv. In studentischen Quellen von vor fünf oder zehn Jahren heisst das Zauberwort «Reformen». Wenn man heute von Reformen spricht, schlagen die Studierenden die Hände über dem Kopf zusammen und sagen: «Bloss nicht!» Was ist in der Zwischenzeit passiert?

Als Studentin habe ich oft den Eindruck, dass nicht reformiert wird, um das Studium sinnvoll umzugestalten und dass nicht die Fragen angegangen werden, die mir unter den Nägeln brennen. Wenn man die Bologna-Deklaration liest, sieht man, dass die auf den Arbeitsmarkt bezogene Qualifikation einen grossen Stellenwert hat. Ich bin erfreut, dass sich die Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten (CRUS) von einigen Aspekten der Deklaration distanziert hat – wie etwa der Berufsbefähigung, zu der das Hochschulstudium führen soll. Trotzdem bleibt man mit der Umsetzung der Bologna-Deklaration einem Programm verhaftet, dessen Effizienzrhetorik haarsträubend ist.

Sylvia Bärtschi, UniFrauenstelle: Eine Reform kann eine Chance für die Gleichstellung sein. Aber es kommt darauf an, wie das Ganze umgesetzt wird. Mir ist ein Anliegen, dass die Frauen sich an diesem Prozess beteiligen können.

Thomas Hildbrand, Prorektorat Lehre: «Bologna» steht für eine europäische Bildungsoffensive. Es ist der Versuch, das höhe-



Auf der Suche nach einer gemeinsamen Sprache: Peppina Beeli, Thomas Hildbrand, Sylvia Bärtschi (2. Seite v. l. n. r.) in der Diskussion über die Umsetzung von «Bologna» an der Universität Zürich. (Bilder Christoph Schumacher)

re Bildungswesen international zu denken. Das irritiert die Schweiz traditionsgemäss und löst Ängste aus.

«Bologna» wurde 1999 thematisiert, und bereits 2000/2001 wurde die universitäre Lehre zum nächsten Schwerpunktthema erklärt. Das ist positiv, nachdem in den vorangegangenen 15 Jahren die Universität und ihre internationale Ausrichtung vor allem von der Forschung her gedacht wurden.

Beeli: Ich bin nicht grundsätzlich gegen Reformen oder eine Internationalisierung des Studiums. Wichtig ist aber, dass man vom Ziel her denkt: Was blüht uns am Ende des Reformprozesses? Ein Schlagwort, das in der letzten Zeit die Runde gemacht hat, ist jenes der Ökonomisierung der Bildung. Wenn man beispielsweise die Studienzzeit beschränkt, muss man sich fragen, welches Wissen zu erwerben sich lohnt und gefördert werden soll. Das sind Fragen, die bereits heute grosses Gewicht haben, man denke beispielsweise an die Debatte über die Nationalen Forschungsschwerpunkte. Genau dieser Trend könnte durch den Bologna-Prozess verstärkt werden.

unijournal: Sind diese Ängste berechtigt: Ökonomisierung

der Bildung, die Gefahr, dass man sich auch an der Universität nicht mehr bilden kann, sondern ausgebildet wird?

Hildbrand: Das ist auf jeden Fall nicht Gegenstand von «Bologna». Darin sind nur ganz wenige Parameter festgelegt. Auf Druck der Rektoren wurde auch die Berufsorientierung zurückgenommen. Heute ist ganz klar: Universitäten haben andere Qualifikationsziele als Fachhochschulen. Ich sehe dort keine Gefahr.

Die andere Frage ist: Wovon gehen wir aus? Wir wissen zu wenig genau darüber Bescheid, was die Qualifikationen sind, die unsere heutigen Studiengänge vermitteln. Dabei sollten Reformen mit einer sauberen Analyse beginnen. Implizit ist mit den Zielen von Bologna eine Situationsanalyse verbunden. So wird etwa gesagt: Die Studiengänge sind zu wenig kompatibel, um die Mobilität zu fördern, sie sind zu wenig international harmonisiert, was die Abschlussqualifikationen betrifft, und sie sind zu wenig transparent.

Beeli: Wenn ich dich richtig verstanden habe, ist das, was ich unter Ökonomisierung verstanden habe, nicht Teil von «Bologna». Einerseits bin ich der

Ansicht, dass man die Bologna-Deklaration sehr unterschiedlich lesen kann, andererseits stehen heute im Zusammenhang mit «Bologna» Dinge wie Studienzeitsbeschränkung, Numerus Clausus und stärkere Strukturierung des Studiums zur Diskussion. Wo genau das geschrieben steht, ist mir im Prinzip egal.

unijournal: Zu den Zielen von «Bologna» gehört ein gestuftes Studium mit Bachelor und Master. Hat bisher nicht alles wunderbar funktioniert?

Hildbrand: Der universitäre Erstabschluss wird der Master sein und der Bachelor ein Scharnier. So zumindest ist es in den CRUS-Papieren angedacht. Ich sehe ein grosses Potenzial darin, die Master-Stufe mit einer gewissen Spezialisierung im Vergleich zu den heutigen Lizenzabschluss klärer zu positionieren. Und die Bachelor-Studiengänge wären als Zugang für den Master relativ breit angelegt. Der Bachelor ist nicht dazu gedacht, für eine Arbeit ausserhalb der Universität zu qualifizieren, sondern er soll zum Weiterstudium qualifizieren.

unijournal: Wenn man das aktuelle CRUS-Papier liest, hat man zuerst den Eindruck, der Zugang zum Master-Studium sei grundsätzlich offen. In den Erläuterungen zu Artikel 4 steht jedoch: «Voraussichtlich wird die Zulassung (zur zweiten Diplomstufe) ohne weitere Vorbedingungen in den meisten Universitäten die Regel sein. Es soll aber einerseits möglich sein, dass sich die Universitäten mit besonders qualifizierten Angeboten national und international profilieren. Und andererseits sollen die Universitäten die Möglichkeit haben, im Falle einer übermässigen Nachfrage den kapazitätsbedingten Numerus Clausus einzuführen.» Das ist doch paradox: Einerseits soll der Master-Abschluss das Studienziel sein, andererseits bekommen die Universitäten

die Möglichkeit, Studierende von dieser zweiten Stufe auszu-schliessen.

Hildbrand: Auch heute ist es so, dass jemand in einem bestimmten Bereich keine Lizen-



ziatsarbeit schreiben kann, wenn er nicht die entsprechenden Seminare besucht hat.

Beeli: Da verwechselst Du eine qualitätssichernde Selektion mit einer Selektion, die nur noch einer bestimmten Anzahl von Studierenden das Weiterstudium ermöglicht. Es geht hier um die Frage, ob der Bachelor eine hinreichende Qualifikation für das Masterstudium ist – oder nur eine notwendige. Solange die CRUS einen NC nach dem Bachelor ermöglicht, kann man eigentlich nur gegen die Umsetzung von «Bologna» sein.

Hildbrand: Wie ich die Diskussion in der Universitätsrektorenkonferenz beurteile, soll der Master der Erstabschluss bleiben, und zwischen Bachelor und Master wird kein Numerus Clausus eingeführt. Alles andere ist in der CRUS nicht mehrheitsfähig. Die Universität Zürich hat festgehalten: Der Hauptabschluss der Universität ist der Master.

Beeli: Erfreulich ist, dass im CRUS-Papier die Stipendienfrage aufgegriffen wird: «Das Stipendienwesen muss dem neuen System angepasst werden. Es muss sichergestellt sein, dass sowohl die Bachelor- wie auch die Masterstufe stipendiert werden kann.» Damit ist die Stipendienfrage jedoch noch nicht vom Tisch, denn die Stipendien

sind Sache der Kantone, und es muss sichergestellt werden, dass sie dieses Ansinnen auch umsetzen. Und wenn es für die erworbenen Punkte eine Verfallszeit gibt, müssen wir schneller studieren. Es braucht deshalb mehr Stipendien. Und ein Teilzeitstudium muss weiterhin möglich bleiben.

Hildbrand: Was bedeutet «Teilzeitstudium»? Wenn man 20 Prozent studieren und 80 Prozent arbeiten kann, bin ich gegen ein Teilzeitstudium. Die Regeln, wie sie heute an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät (WWF) implementiert sind, die das Anrechnungspunk-



tesystem (APS) bereits eingeführt hat, lassen ein 50-Prozent-Studium zu.

Bärtschi: Die Lösung der WWF ist nicht auf andere Fakultäten übertragbar.

Beeli: Wenn ich jedoch im CRUS-Papier lese, dass ein Teilzeitstudium möglich sein soll, wenn dafür «triftige» Gründe bestehen, frage ich mich: Was ist hier die Ausnahme und was die Regel? Mich stört, dass durch solche Formulierungen eine neue Definition von Normalität und Abweichung geschaffen wird.

Bärtschi: Da beginnt die Kontrolle. Wer definiert, was «triftige» Gründe sind und was nicht? Das ist enorm heikel. Studien zeigen, dass Studierende, die während des Studiums einem sinnvollen Nebenerwerb nachgehen, einen viel einfacheren Zugang zur Berufswelt haben.

Hildbrand: Die Frage ist, was man daraus für Schlüsse zieht: Ist es die Aufgabe der Universität

neben dem Studium erworbene Qualifikationen, auf die sie keinen Einfluss hat, zu berücksichtigen? Man sollte in der Curriculum-Entwicklung diese Frage thematisieren, und die einzelnen Fächer müssen schauen, was diese ausseruniversitäre Betätigung für eine Auswirkung auf das Curriculum hat. Die Universitäten sind aber letztlich nur für die Abschlussqualifikation der im Studium vermittelten Inhalte zuständig.

Beeli: Einverstanden. Aber die Uni muss unbedingt den Spielraum offen lassen, dass man neben dem Studium noch andere Qualifikationen erwirbt.

Hildbrand: Das CRUS-Papier macht mir wenig Angst, wenn ich das Universitätsgesetz des Kantons Zürich anschau, worin es heisst: Teilzeitstudiengänge muss es geben. Ich würde die Frage des Teilzeitstudiums aus der Sicht der Curriculumsentwicklung zu beantworten versuchen. Diese ist für mich ein Prozess.

Beeli: Wenn man das Ganze als abstrakten Prozess ansieht, kann man sich viele Modelle überlegen, die super sind. Aber red mal mit den Professoren. Ich glaube, dass gewisse Leute sehr daran interessiert sind, bestehende Probleme unter neue Strukturen zu stellen.

Bärtschi: Eines der Probleme ist, dass die Professoren unter ihrer grossen Belastung fast zusammenbrechen. Und jetzt sollten sie den Reformprozess mittragen. Die Professoren brauchen Unterstützung von Fachleuten. Wenn diese Reform gut durchgeführt werden soll, braucht es Stellen und Geld. Ich habe immer den Verdacht, das Ganze sollte kostenneutral gemacht werden. Das geht einfach nicht.

Hildbrand: Die Frage der Inhalte ist Aufgabe der Fakultäten. Die Universitätsleitung kann Prozesssteuerung betreiben, Ziele definieren. Ich bin überzeugt, dass wir nichts erreichen,

wenn der Prozess nicht von den Betroffenen selbst durchgemacht wird. Die Frage ist: Wie bringen wird das Know-how, das es für den Prozess braucht, in die Fachbereiche hinein. Das hängt von der Fachkultur, der Institutskultur und den vorhandenen Managementkenntnissen für solche Organisationsentwicklungs-Prozesse ab. Das läuft anders ab als bei der Forschungsentwicklung.

Beeli: Es braucht Mittel, um die Reformen durchzuführen. Und nach den Reformen braucht es mehr Personal, weil es mehr Betreuung braucht. Im Moment scheint weder die Öffentlichkeit bereit, mehr in die Bildung zu investieren, noch scheinen die Universitäten bereit, dafür zu kämpfen. Ich frage mich, wie unter diesen Bedingungen überhaupt Reformen durchgeführt werden sollen.

Hildbrand: Wir brauchen ei-



nen saubereren Curriculumsentwicklungsprozess, der Leistungen und Kosten für die Lehre aufzeigt. Die Fragen, die im Zusammenhang mit «Bologna» auftauchen, werden zu einem grundsätzlichen Paradigmenwechsel bei der universitären Planung führen. Wir können die Universität nicht auf der grünen Wiese neu erfinden, aber die Art und Weise, wie wir sie durch diese Studienreform betrachten lernen, ist grundsätzlich anders als früher.

CRUS-Papier:

www.crus.ch/deutsch/Lehre/bologna/index.htm

Mehr als nur ein Lackschaden

Die Geistes- und Sozialwissenschaften haben ein angeschlagenes Image. Welche Fakten sich dahinter verbergen, zeigt der Schlussbericht einer Arbeitsgruppe auf Bundesebene.

VON SABINE WITT

Als der Nationalfonds im Jahr 2000 nationale Forschungsschwerpunkte einrichtete, gingen die Geistes- und Sozialwissenschaften (Gewi/Sowi) leer aus. Das sagte weniger über die Qualität der eingereichten Projekte aus als die Wahrnehmung der betroffenen Wissenschaften in der Öffentlichkeit manifestierte. Seither geisterten die Gewi/Sowi als Krisenphänomen durch die Medienlandschaft, arg unter Legitimationsdruck.

Bundesrätin Ruth Dreifuss und der Staatssekretär für Wissenschaft und Forschung, Charles Kleiber, setzten eine Arbeitsgruppe aus acht Dozierenden geistes- und sozialwissenschaftlicher Disziplinen ein, die herausfinden sollte, wie es denn nun um die Geistes- und Sozialwissenschaften in der Schweiz tatsächlich bestellt ist. Mitte Mai dieses Jahres ist der Schlussbericht der Arbeitsgruppe zur Förderung der Geistes- und Sozialwissenschaften erschienen.

Mit einem Analyseteil und mit Vorschlägen zu einer künftigen Politik soll der Bericht auch als Grundlage für die «Botschaft über die Förderung von Bildung, Forschung und Technologie in den Jahren 2004–2007» dienen.

Laut Christoph Riedweg, der als Professor für Klassische Philologie an der Universität Zürich in der Arbeitsgruppe mitgearbeitet hat, haben die Gewi/Sowi ein «Branding-Problem». Sie sei-



Handlungsbedarf: Die wachsende Zahl Studierender der Geistes- und Sozialwissenschaften ist nur mit einer substanziellen Aufstockung der Mittel für Forschung und Lehre zu bewältigen. (Bild unicom)

en zwar mit ihren Beiträgen in den Medien sehr präsent, würden aber nicht als einheitliches Produkt der Gewi/Sowi wahrgenommen. Anstatt von einer «Fragmentierung» sollte man besser der Sache gemäss von einer »Vielfalt« der Gewi/Sowi sprechen: «Wir sind wohl ein ‚Gemischtwarenladen‘, aber die Vielfalt ist eben unsere Stärke. Sie spiegelt die Komplexität unseres Untersuchungsgegenstandes.»

Symptomatisch erscheint denn auch im Bericht ein eigenes Kapitel zur Bedeutung der Gewi/Sowi für die moderne Gesellschaft. Darin wird zwar der Verlust ihrer Sichtbarkeit beklagt, aber auch ihr Reflexions- und Orientierungsvermögen herausgestrichen, deren eine Gesellschaft in zunehmend globalem Umfeld bedürfe.

Generelle Unterausstattung

Das Kernproblem der Gewi/Sowi in der Schweiz ist laut Bericht die generelle Unterausstattung. Die Studierendenzahlen steigen in den Gewi/Sowi weiter und stärker an als in den Naturwissenschaften. Am meisten gefragt sind die Fächer Psychologie, Ethnologie, Politikwissen-

schaft und die Kommunikations- und Medienwissenschaften. Enormer Zuwachs zeichnet sich auch bei den Gender Studies ab.

Die hohe Zahl von Studierenden schlägt sich unmittelbar auf die im Bericht als unhaltbar bezeichneten Betreuungsverhältnisse nieder. Während die Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten (CRUS) die Qualität der Lehre nur bis zu einem Verhältnis von 40 Studierenden zu einer Professur gewährleistet sieht, trifft man im Fach Soziologie auf Verhältnisse von 1 zu 110, in den Geschichtswissenschaften von 1 zu 120, in der Psychologie von 1 zu 170 und in den Trendfächern Kommunikations- und Medienwissenschaften sogar von 1 zu 180. Ganz anders sieht es in den Naturwissenschaften und der Medizin aus: Auf eine betreuende Person kommen dort gerade einmal 20 bis 29 Studierende.

Dem entspricht die Verteilung der verfügbaren Mittel. 60,7 Prozent aller Studierenden in der Schweiz gehören den Geistes- und Sozialwissenschaften an (dazu zählen auch entsprechend der Abteilung 1 des

Nationalfonds die Rechts- und Wirtschaftswissenschaften). Im Jahr 2000 wurden für diese aber nur 23,3 Prozent aller Mittel aufgewendet. Die technischen und die Naturwissenschaften hingegen erhalten für nur 26,7 Prozent der Gesamtzahl Studierender 46,9 Prozent der Aufwendungen. Ebenso sind die Gewi/Sowi mit 35 Prozent bei der Verteilung der Fördermittel des Nationalfonds klar untervertreten.

Kaum Zeit zum Forschen

Unter der Unterdotierung leiden nicht nur die schlecht betreuten Studierenden, sondern letztlich auch die Forschung. Seit einigen Jahren geht die Zahl der Doktorate stetig zurück, während derer ein erheblicher Teil der Forschung betrieben wird. Wegen fehlender Mittel können den Assistierenden oft nur 50-Prozent-Stellen angeboten werden, wobei sie diese oft für Lehr- und administrative Aufgaben aufwenden und ihnen dann kaum Zeit für die eigene Forschung bleibt.

Zur Verbesserung der «prekären Lage» fordert die Arbeitsgruppe in erster Linie eine substanzielle Erhöhung der finanziellen Mittel sowie 483 neue Professuren bis 2007. Wenn es um inhaltliche Verbesserungen geht, sind die Aussagen im Bericht weniger eindeutig. Zwar wird im Bezug auf die Lehre das zweistufige Studienmodell nach der Bologna-Deklaration mit Bachelor und Master gutgeheissen, zugleich aber vor dessen Verschulungstendenz gewarnt. Professor Riedweg befürchtet, wenn die Studierenden den Punkten für die Veranstaltungen nachrennen, gibt es weniger Eigeninitiative und intellektuelle Autonomie. Auch bezweifelt er, dass so die Studienzeiten verkürzt werden können: «Abschlüsse brauchen mehr Zeit, und zu viele Prüfungen nehmen den Studierenden den Freiraum, um sich mit Freude dem gewählten Fach zu widmen.»

Zoff in der Zentralstelle

22 Jahre lang hat Peter Helbling die Geschäfte der Stiftung Zentralstelle geleitet und nie ein Defizit ausgewiesen. Im Februar wurde er von den Studierenden entlassen, die Mitarbeitenden waren dagegen.

VON MARKUS BINDER

Er möchte nicht Stellung nehmen, schreibt Peter Helbling, entlassener Geschäftsführer der Stiftung Zentralstelle, Ende Mai in einem kurzen Brief. Das würde «die ohnehin gespannte Situation noch verschärfen». Ende Februar hat Helbling nach 22 Jahren als Geschäftsführer der Stiftung Zentralstelle vom Stiftungsrat die Kündigung erhalten. Die Unruhe war gross, die Hälfte der rund 40 Angestellten in den fünf Geschäften (Bücherladen, Computer-Takeaway, Arbeitsvermittlung, Studentenladen und Druckerei) haben sich mit Helbling solidarisiert und einen Protestbrief unterschrieben. Auf der anderen Seite standen die neun Studentinnen und Studenten, welche im 12-köpfigen Stiftungsrat die Entlassung bewirkt haben und vor einem Haufen Probleme standen: Sie mussten einen neuen Geschäftsführer suchen, die Angestellten wieder für sich gewinnen, das Liquiditätsproblem lösen und den Computer-Takeaway aus den roten Zahlen führen. Die Stiftung war gespalten.

Vertrauensbruch

Im Dezember 2001 hatten die Personalkommission der Stiftung, die Stiftungsratspräsidentin Shahanah Schmid und Peter Helbling zusammen mit einem Mediator ein Gespräch geführt. Thema war der Vertrauensbruch zwischen Helbling und den Studierenden. «Wir hatten eine un-



An Kundschaft mangelt es der Stiftung Zentralstelle nicht, dafür aber an Vertrauen in den eigenen Reihen. Das Machtgerangel zwischen Geschäftsführung und Stiftungsrat hat Angestellte und Studierende polarisiert. (Bild fb)

terschiedliche Auffassung bezüglich der Aufgabenteilung», sagt David Nauer, Geschichtsstudent und Aktuar der Stiftung. Der Stiftungsrat hat die Aufgabe, die Arbeit des Geschäftsführers zu kontrollieren, diese Kontrolle habe aber Helbling nicht gern gesehen: «Er wollte, dass die Studierenden dem Fachmann einfach vertrauen», sagt Urs Siegfried, Geschichtsstudent und Vizepräsident der Stiftung.

Einfach vertrauen wollten die Studierenden nicht. Nicht bei einem Umsatz von jährlich über 18 Millionen Franken. Sie wollten die genauen Zahlen im Budget, in der Rechnung und im Quartalsbericht sehen und verstehen, zumal sich die wirtschaftliche Lage verschlechtert hatte. «Es war aber unmöglich, die nötigen Informationen zu erhalten, um die Berichte beur-

teilen zu können», sagt Siegfried. Mit Nachdruck fügt er hinzu: «Ich möchte betonen, dass wir fern davon sind, Helbling ungetreue Geschäftsführung vorzuwerfen.» Aber die Kommunikation war gestört und das Vertrauen weg. Im Februar stellte deshalb die Personalkommission in der Stiftungsratssitzung einen Antrag auf Entlassung. Zuvor wurden alle Leiter der einzelnen Geschäfte informiert. Die nötige Zweidrittel-Mehrheit im Stiftungsrat kam mit 10 zu 2 Stimmen deutlich zustande, wobei einer der drei Personalvertreter mit den Studierenden stimmte.

«Entlassung unfair»

Dorothee von Walzel, die seit 16 Jahren den Buchladen der Stiftung leitet, war eine der beiden, die gegen die Entlassung gestimmt hat. «Ich fand die Ent-

lassung unfair, besonders die Art, so ruck, zuck. Das kann man nicht machen», meint sie. Auch sie hat den Solidaritätsbrief unterschrieben. Jetzt habe sich die Situation aber wieder beruhigt. Drei Monate nach der Entlassung Helblings fühlt sich von Walzel wieder wohl, die Aufregung ist vorbei, und sie kann sich wieder aufs Tagesgeschäft konzentrieren. «Es ist mir klar, dass sich ein Vertrauensbruch nicht einfach so kitten lässt», sie glaubt aber, dass den Studierenden die Konsequenzen ihrer Entscheidung nicht klar gewesen seien. Für sie ist die Sache aber abgeschlossen, und der Bruch in der Stiftung heile allmählich; Protestkündigungen habe es nur zwei gegeben.

Lastende Verantwortung

Der Vorfall hat der Buchhändlerin jedoch deutlich gemacht, dass die Strukturen der Stiftung geändert werden müssen. Seit zwölf Jahren sitzt sie im Stiftungsrat und findet es grossartig, mitreden zu können und keinen Chef zu haben, der sich mit dem erwirtschafteten Geld einen Jaguar kauft. Sie ist aber überzeugt, dass die Verantwortung für die Studierenden zu gross ist, vor allem weil es an Kontinuität fehle. «Die Stiftung braucht mehr Bodenhaftung.» Ihr Vorschlag: Der Stiftungsrat soll verkleinert werden und zwei Professoren sollen darin Einsitz nehmen.

Von zu viel Verantwortung wollen Nauer und Siegfried nicht sprechen. «Man spürt sie, aber sie drückt uns nicht zu Boden», sagen beide. Schlaflose Nächte hätten sie keine gehabt. «Wenn es einen anderen Weg gegeben hätte, dann wären wir ihn gegangen», sagt Siegfried und will nun in die Zukunft blicken. Am 17. Juni tritt der neue Geschäftsführer Gion-Andrea Pallecchi seinen Job an. Siegfried ist überzeugt: «Er wird neuen Wind in die Stiftung bringen.»

Der Streit ums Lebensende

Strafbar oder legal?

Zwischen diesen Polen bewegt sich die Debatte um die so genannte Sterbehilfe in ganz Europa. Eine Gruppe von Zürcher Forschenden beteiligt sich an einem EU-Projekt mit zwei Studien zur Situation in der Schweiz, wozu bislang keine Daten existieren.

VON SUSANNE FISCHER

In der Schweiz gibt es sowohl auf eidgenössischer als auch auf kantonaler Ebene Bestrebungen, die Sterbehilfe neu zu regeln. Es lassen sich dabei zwei Hauptdiskussionspunkte herauskristallisieren: einerseits die Frage einer allfälligen Straffreiheit der «aktiven Sterbehilfe auf Verlangen» (siehe Begriffe zur Sterbehilfe sowie deren strafrechtliche Bedeutung im Kasten), wenn damit eine in ihrer Gesundheit unheilbar beeinträchtigte, kurz vor dem Tod stehende Person von ihrem unerträglichen und unheilbaren Leiden befreit wird, andererseits die Bedingungen, unter welchen die – grundsätzlich legale – «Suizidbeihilfe» stattfinden soll.

Es wird angenommen, dass etwa einem Viertel bis der Hälfte aller Todesfälle medizinische Entscheidungen vorangegangen sind, welche durch bewussten Behandlungsverzicht oder durch aktive Massnahmen den Todeseintritt beschleunigt haben könnten. Für die Schweiz fehlen bisher Untersuchungen, welche es erlauben, die Häufigkeit einzelner Sterbehilfemassnahmen abzuschätzen.

Die vom Institut für Sozial- und Präventivmedizin und vom Institut für Rechtsmedizin der



Gängige Praxis: Laut Mutmassungen gehen einem Viertel bis zu einem Drittel aller Todesfälle medizinische Entscheidungen voraus. Erstmals werden dazu in der Schweiz nun Daten erhoben. (Bild cs)

Universität Zürich gemeinsam im Rahmen des 3-jährigen EU-Projektes «Medical End-of-Life Decisions: Attitudes and Practices in 6 European Countries» durchgeführte MELS-Studie soll unter anderem helfen, diese Wissenslücke zu füllen. Sie wird mit demselben methodischen Ansatz in verschiedenen Ländern durchgeführt. So können die Ergebnisse im internationalen Vergleich interpretiert und gesellschaftliche und kulturelle Einflussfaktoren aufgezeigt werden.

Die Studie gliedert sich in zwei Teile, und zwar in eine «Death Certificate Study» (Todesfall-Studie) und in eine «Physician Study» (Ärzte-Studie). Es handelt sich bei den Studien um retrospektive Querschnittuntersuchungen, in denen Ärztinnen und Ärzte schriftlich befragt werden. Die erste Studie soll Informationen über die Häufigkeiten der verschiedenen Sterbehilfemassnahmen liefern, indem ausgehend von einer Zufallsstichprobe von 5000 Todesfall-Scheinen die unterzeich-

nende Ärztin oder der unterzeichnende Arzt zum Todesfall befragt wird. Die zweite Studie will die Einstellungen von 1500 Ärztinnen und Ärzten detaillierter und umfangreicher untersuchen. Die Ergebnisse der Studie sollen einen gut informierten Dialog zwischen Fachleuten, politischen Entscheidungsträgern und der Öffentlichkeit fördern und die wissenschaftlichen Grundlagen erarbeiten, um zur Qualität der Entscheidungsfindung beizutragen.

Begriffe zur Sterbehilfe und deren strafrechtliche Bedeutung in der Schweiz

Der Begriff «Sterbehilfe» umfasst heute in der Regel sämtliche Handlungen und Unterlassungen, die darauf zielen, im Interesse eines schwerstkranken Patienten dessen Tod herbeizuführen.

«Passive Sterbehilfe» ist der Verzicht auf beziehungsweise der Abbruch von lebensverlängernden Massnahmen. Unter «indirekt aktiver Sterbehilfe» versteht man bei hoffnungslos schwerstkranken den Einsatz von Mitteln zur Leidenslinderung, welche als Nebenwirkung die Überlebensdauer herabsetzen können – fast immer sind damit hohe Dosen von Opiaten gemeint. Wird dagegen einem sterbewilligen Leidenden ein Mittel zur Verfügung gestellt, um sich selber das Leben zu nehmen, spricht man von «Suizidbeihilfe». Passive Sterbehilfe, indirekt aktive Sterbehilfe wie auch nicht-eigennützige Suizidbeihilfe sind in der Schweiz nicht strafbar. Eine parlamentarische Initiative (Vallender), welche die Suizidbeihilfefähigkeit von Sterbehilfeorganisationen wie Exit und Dignitas einschränken wollte, wurde in der Herbstsession 2001 vom Nationalrat mit 117 zu 58 Stimmen abgelehnt.

«Aktive Sterbehilfe» ist die gezielte Tötung eines hoffnungslos schwerstkranken zur Verkürzung beziehungsweise zum Abbruch seiner Leiden. Diese ist in der Schweiz wie fast überall auf der Welt illegal. Im Rahmen einer parlamentarischen Initiative (Cavalli) wurde eine allfällige Strafbefreiung der «aktiven Sterbehilfe auf Verlangen», also unter der strikten Bedingung eines durch den schwerstkranken eindeutig und mehrfach geäusserten Wunsches um Tötung, diskutiert. Diese Art von Sterbehilfe wird in den Niederlanden als «Euthanasie» bezeichnet und – als einzigem Land der Erde – legal praktiziert. Die Initiative wurde im Nationalrat in der Herbstsession 2001 mit 120 zu 56 Stimmen abgelehnt.

Susanne Fischer ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozial- und Präventivmedizin.

Gefährliche Quälgeister

Malaria – ein unerfreuliches Souvenir von einer Tropenreise. Seit langem ist die Krankheit bekannt und hat doch nichts von ihrer Gefährlichkeit eingebüsst. Bis heute gibt es keine sichere Impfung.

VON PATRICIA SCHLAGENHAUF

Haben Sie Ihre Tropenreise schon geplant? Achtung Stechmücken! Die Malaria ist in tropischen und subtropischen Ländern nach wie vor ein bedeutendes Problem für Reisende aus malariafreien Ländern, die sich in Gebiete mit hoher Malariaprävalenz begeben. Mit einem einzigen Stich können die weiblichen Stechmücken der Gattung «Anopheles» in den Nachtstunden unliebsame Souvenirs an Ihre Tropenreise beschicken wie zum Beispiel das Malaria-Plasmodium. Die Inkubationszeit dauert von sechs Tagen bis zu mehreren Wochen oder Monaten, je nach Erreger. Die Malariasymptome sind relativ unspezifisch. Zu ihnen gehören plötzlich hohes Fieber und Schüttelfrost; zusätzlich können Kopfschmerzen, Übelkeit, allgemeines Unwohlsein und Erbrechen auftreten. Periodisch wiederkehrende Fieberschübe, wie sie oft typisch für Malariaerkrankungen beschrieben werden, sind nicht obligat. Bei der Falciparum-Malaria (der bösartigen «Malaria tropica») können rasch Komplikationen wie Gerinnungsstörungen, Schock, Leber- und Nierenversagen auftreten.

Die Krankheit ist von grosser Bedeutung für Menschen, die in den Tropen leben; 45 Prozent der Weltbevölkerung leben in einem Malariagebiet, in Afrika,

Lateinamerika, Asien und im Süd-West-Pazifik. Bei den Infektionskrankheiten ist Malaria nach der Tuberkulose weltweit die zweithäufigste Todesursache (über 1 Million Todesfälle jährlich, meist kleine Kinder). 300 bis 500 Millionen Menschen werden jährlich infiziert. Eine wirksame Impfung gegen Malaria gibt es nicht.



Malaria als Reisefieber ist seit langem bekannt bei Kolonisten, Missionaren und Forschungsreisenden. Während der Entdeckung afrikanischer Flussgebiete in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts betrug die Gesamtmortalität 49 Prozent, der grösste Teil davon malariabedingt. Es wird vermutet, dass die «Malaria Tropica» durch Kolumbus und den Sklavenhandel nach Amerika eingeführt wurde. Soldaten des ersten Weltkrieges starben häufiger an Malaria als durch Kugeln. Trotz Gin und Tonic war ein Posten in Afrika während der viktorianischen Ära oft ein Todesurteil – «the white man's grave».

Risiko und Vorbeugung

Heute gehört die Malaria zu den häufigsten und gefährlichsten Krankheiten bei den circa 50 Millionen Reisenden, die jährlich die Malaria-Endemiegebiete besuchen. Bis zu 30'000 Fälle importierter Malaria werden in Industrieländern jährlich gemeldet, etwa 300 Schweizer werden jährlich während ihrer Ferien mit Malaria infiziert, 1–2 davon sterben daran. Zahlreiche Faktoren bestimmen das Ri-

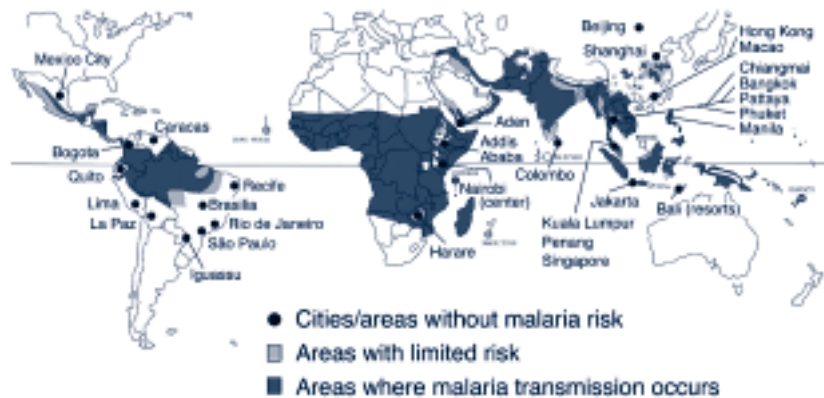
siko einer Malaria. Der Reisestil, die Aufenthaltsdauer, Jahreszeit, der Malariatyp in der Reiseregion, ferner die Häufigkeit infizierter Vektoren (Anopheles-Mücken) sowie das Vorkommen von Resistenzen der Parasiten gegenüber einzelnen Malariamedikamenten; je nach Risiko variieren die Empfehlungen für die Reisenden. Folgende Prinzipien sind wichtig bei der Malariavorbeugung: Kenntnis des Malariarisikos, der wichtigsten Symptome und der Inkubationszeit, Mückenabwehr, Einnahme von Medikamenten (Chemoprophylaxe) oder Mitnahme von Notfallmedikamenten (standby emergency therapy) sowie frühzeitige Diagnose und Behandlung.

Angst vor Nebenwirkungen

Antimalariamittel können Nebenwirkungen wie Hautaus-

schläge, Übelkeit, Schwindel oder Depressionen verursachen. Eine wachsende Zahl von Reisenden ist deshalb gegen eine solche Medikation. In einer vom Institut für Sozial- und Präventivmedizin geleiteten, randomisierten, doppelblinden Studie wurde zum ersten Mal die Verträglichkeit aller gängigen zur Malaria-Prophylaxe empfohlenen Medikamente (Doxycyclin, Atovaquon/Proguanil, Mefloquin und Chloroquin/Proguanil) untersucht und wissenschaftlich belegt; Atovaquon/Proguanil und Doxycyclin schnitten am besten ab.

Wer eine Tropenreise plant, sollte sich am besten spezifisch beraten lassen unter Berücksichtigung seiner individuellen Situation (allgemeiner Gesundheitszustand, Schwangere, Kleinkinder usw.) und der Gegebenheit im Zielgebiet.



Bevorzugt nachts sticht die weibliche «Anopheles» (Bild oben) und hinterlässt den Malaria-Erreger. Für 45 Prozent der Weltbevölkerung, die in den Tropen leben, ist Malaria eine ständige Gefahr, gegen die es keine Impfung gibt. (Bilder zVG)

Ohne Mückenstiche keine Malaria

- In der Dämmerung und nachts Haut durch lange Hosen und lange Ärmel, die Mückenstiche möglichst verhindern, schützen. Kleidung mit rasch wirkendem Insektizid (permethrinhaltige Mittel, z. B. Tyrax, Biokill) besprühen.
- Unbedeckte Hautstellen mit einem Repellent einreiben oder besprühen (Mittel mit DEET oder Picaridin als Wirkstoff: z. B. Anti Brumm Forte, Exopic, Autan Active).
- Sitzstellen der Mücken im Raum mit Insektizid besprühen, Insektizidverdampfer oder Räucherspiralen einsetzen.
- Betten durch Moskitonetze schützen, die mit einem Insektizid imprägniert sind. Achtung: Vitamin B und Ultraschall-Anti-Mückengeräte sind wirkungslos

Das Impfzentrum der Universität Zürich, ISPM, Sumatrastr. 30 bietet Malaria- und Impfsprechstunden ohne Voranmeldung an:

Mo/Do 16.30–19.00, Mi 13.00–16.00, Fr 9.00–11.00.

Die Empfehlungen zum Malariaschutz werden regelmässig unter www.safetravel.ch aktualisiert.

Dr. Patricia Schlagenhauf ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Impfzentrum, Institut für Sozial- und Präventivmedizin, und hat das Buch «Travelers' Malaria» (BC Becker 2001) herausgegeben.

Chinesische Literatur mit Schweizer Einschlag

Mit der Schenkung eines Nachlasses zu Lebzeiten wird an der Universität Zürich das europaweit erste Archiv mit Werken emigrierter chinesischer Autorinnen und Autoren gegründet.

VON ROLAND ALTENBURGER



Die Sinologie war Gastgeberin der 5. GV der Vereinigung chinesischsprachiger SchriftstellerInnen in Europa. (Bild zVg)

Chinesinnen und Chinesen leben nicht nur in China, Taiwan und Teilen Südostasiens, sondern auch in Nordamerika und Europa. Unter den in Europa lebenden Personen chinesischer Herkunft gibt es eine nicht geringe Zahl von Autorinnen und Autoren. Diese schreiben auch nach jahrzehntelangem Aufenthalt in Europa weiterhin auf Chinesisch. Der Literatur-Nobelpreisträger Gao Xingjian, der seit neuerem vorwiegend auf Französisch schreibt, kann weder hinsichtlich seiner Sprachpräferenz, noch seines kommerziellen Erfolges als repräsentativ gelten. Typisch für die Situation

der chinesischen Literaten in Europa ist vielmehr, dass sie in ihren Gastländern unbekannt bleiben und weder übersetzt noch gelesen werden. In China und Taiwan interessiert man sich mit wenigen Ausnahmen auch nicht besonders für sie.

Angesichts dieser nicht einfachen Situation wurde vor elf Jahren die «Vereinigung der in Europa ansässigen chinesischsprachigen SchriftstellerInnen» gegründet. Federführend war dabei die jahrzehntelang in der Schweiz lebende Autorin Susie Chen, deren unter dem Pseudonym Chao Shu-hsia veröffentlichte Werke sowohl in ihrer Heimat Taiwan als auch in

Festland-China gelesen werden. Chao Shu-hsia war die erste Präsidentin dieser Vereinigung und verhalf ihr mit ihrem internationalen Ansehen zu Anerkennung. Mit ihrer Übersiedlung nach New York hat sie das Präsidium an den Sino-Schweizer Chu Wen-huei übergeben. Seit seiner Studienzeit an der Universität Zürich, vor über zwanzig Jahren, lebt Chu Wen-huei in der Schweiz. Vom Liebhaber und Kenner der europäischen Kriminalliteratur hat er sich zu einem erfolgreichen Autor chinesischer Kriminalromane mit ausgeprägter schweizerischer Lokalcouleur entwickelt.

Enge Beziehung zur Uni

Seit vielen Jahren pflegte Chao Shu-hsia eine enge Beziehung zur Abteilung Sinologie der Universität Zürich. Als Zeichen ihrer Verbundenheit hat Chao Shu-hsia ihre private Bibliothek und umfangreiche Archivalien, darunter die Manuskripte aller ihrer Werke, der Chinesischen Bibliothek des Ostasiatischen Seminars geschenkt. Robert Gassmann, Ordinarius für Sinologie und Leiter des Ostasiatischen Se-

minars, hat sich im Gegenzug dafür ausgesprochen, dass Chao Shu-hsias umfangreicher literarischer Nachlass zu Lebzeiten zum Anfangspunkt eines Archivs der chinesischen Literatur in Europa werden solle. Es würde sich dabei um das europaweit einzige derartige Archiv handeln. Wie Katharina Thölen von der Chinesischen Bibliothek bestätigt, wird die Bearbeitung dieses literarischen Nachlasses und zu erwartender Folgeschenkungen ihr Team vor eine erhebliche neue Herausforderung stellen.

Für die fünfte Generalversammlung der Vereinigung, die Anfang Mai in Zürich durchgeführt wurde, trat die Abteilung Sinologie in der Rolle des zeitweiligen Gastgebers auf. Bei dieser Gelegenheit hat Robert Gassmann die geplante Einrichtung des Archivs bekanntgegeben und den chinesischsprachigen Autorinnen und Autoren die für viele von ihnen überraschende neue Perspektive eröffnet, dass es an der Universität Zürich künftig eine Institution geben werde, die ihre Werke systematisch sammeln und der Forschung zugänglich machen wird.

PD Dr. Roland Altenburger ist Oberassistent am Ostasiatischen Seminar.

ARNOLD CORTI-STAMM STIFTUNG

Wider den Zweifel an der Moral

■ **Der Philosoph** Dr. Walter Robert Corti hatte 1954 in der Monatsschrift «Du», deren Redaktor er war, den Plan einer Akademie vorgelegt, dies sich mit der Frage «Warum ist der Mensch des Menschen Mörder?» befassen sollte. Es sei Zeit, so Cortis Überzeugung, die Ursachen des Krieges ebenso intensiv zu erforschen wie das Innere der Atome. Obwohl das Projekt scheiterte, trafen sich bis 1985 immer wieder Intellektuelle verschiedenster Provenienz zu ethischen Diskussionen in seinem Winterthurer Haus.

1981 gründete Dr. Jean Wilhelm Corti im Sinne seines Bruders die Arnold Corti-Stamm Stiftung. Um ethische Forschung zu aktivieren, beschloss der Stiftungsrat 1986, finanzielle Mittel zur Förderung ethisch ausgerichteter Studien und Forschungen an der Universität Zürich zur Verfügung zu stellen. Das erlaubte es, beim Regierungsrat die Schaffung einer Arbeits- und Forschungsstelle für Ethik am Philosophischen Seminar zu beantragen. Die neue Institution – eine der beiden Säulen des heutigen Ethik-Zentrums

– nahm 1989 ihre Tätigkeit auf. Die Arnold Corti-Stamm Stiftung leistete ein Jahrzehnt lang einen wesentlichen Beitrag an die Kosten einer wissenschaftlichen Mitarbeiterstelle. In diesem Jahr finanziert sie eine Vortragsreihe zu «Gegenwart und Zukunft der Moral» (Corti-Lectures) und den Forschungsaufenthalt eines Nachwuchswissenschaftlers. Von April bis Juni 2002 hält sich Dr. Thomas Schmidt, Assistent am Philosophischen Seminar der Universität Göttingen, als erster Corti Visiting Fellow am Ethik-Zen-

trum der Universität Zürich auf. Derzeit arbeitet er an einem Forschungsprojekt über «Grundlagen der Moral». Dieses steht unter der Leitfrage, inwieweit eine philosophische Konzeption der Moralbegründung einen Skeptiker überzeugen können muss, der den Sinn und die Berechtigung moralischer Forderungen insgesamt in Zweifel zieht.

Prof. Helmut Holzhey,
Philosophisches Seminar

Öffentliche Vorträge im Rahmen der Corti-Lectures am 25. und 27. Juni (siehe Seite 12)

Über den Tellerrand geschaut

Mehrere Dutzend Forschende an 13 Seminarien haben im vergangenen November das Kompetenzzentrum «Zürcher Mediävistik» gegründet. Mit vereinten Kräften bringen sie Forschung, Nachwuchsförderung und Informationsaustausch voran.

VON MARKUS BINDER

Seit langem gibt es in der Mediävistik an der Universität Zürich ein sehr breites Angebot in vielen verschiedenen Fächern. Jahrelang hat aber niemand versucht, diese Kräfte zu bündeln. Erst vor vier Jahren bildete sich eine Arbeitsgruppe «Zürcher Mediävistik», die momentan von Georges Descoedres (Kunstgeschichte), Michele C. Ferrari (Mittellatein), Elvira Glaser, Jürg Glauser, Christian Kiening (Germanistik), Marc-René Jung, Susanna Bligenstorfer (Romanistik), Thomas Meier, Roger Sablonier und Martina Stercken (Geschichte) gebildet wird. Diese Gruppe verfolgt das Ziel, den Informationsaustausch zu fördern und wissenschaftliche Aktivitäten zu koordinieren. Mit Hilfe der Prorektorate Forschung und Lehre sowie des Fonds zur Förderung des akademischen Nachwuchses (FAN) des Zürcher Universitätsvereins ist daraus nun ein Kompetenzzentrum geworden.

Interesse an Kooperation

Am 29. November 2001 hat die Universitätsleitung die «Zürcher Mediävistik» als Kompetenzzentrum anerkannt. «Das Interesse der Mediävisten an mehr Kooperation ist in den vergangenen Jahren stark gewachsen», sagt Roger Sablonier, Professor für Geschichte des Mit-



Gelehrt und interessiert blickt der Mönch aus dem Dekretalen-Kommentar des 15. Jahrhunderts vom Titelblatt des Bulletins «Zürcher Mediävistik», welche im Herbst 2001 zum Kompetenzzentrum aufgewertet wurde. (Bild zVg)

telalters und interimistischer Leiter des Kompetenzzentrums. Die «Zürcher Mediävistik» nimmt verschiedene Aufgaben in Forschung, Lehre und Nachwuchsförderung wahr. Jedes Jahr organisiert das Zentrum eine interdisziplinäre Tagung; die letzte fand Mitte Januar zum Thema «Chroniken» statt.

Medien im Wandel

Das Kompetenzzentrum ist zudem dabei, ein gemeinsames transdisziplinäres Forschungsprojekt zum Thema «Medienwandel in vorindustrieller Zeit» aufzubauen. Darin geht es sowohl um einen Wandel in Kommunikationsformen als auch um qualitative und quantitative Veränderungen im Verhältnis der einzelnen Medien untereinander, technische Innovationen sowie Veränderungen in der Kommunikation. In verschiedenen Teilprojekten sollen zum Beispiel die Herausbildung von Volkssprachen, die Auswirkungen des zunehmenden Schriftgebrauchs auf die Wissenschaften, die Herrschaftsorganisation oder die Wirtschafts-

formen analysiert werden. Es ist aber auch beabsichtigt, die Entwicklung musikalischer Zeichensysteme, den Buchdruck sowie Veränderungen der Bilderwelten und die sich durchsetzende Favorisierung des Auges gegenüber den anderen Sinnesorganen zu untersuchen.

Niedrige Hemmschwelle

Eine wichtige Aufgabe des Kompetenzzentrums ist die Weiterbildung. Jeden Monat findet ein Mittelbau-Kolloquium statt, wo seit 1999 Forschungsprojekte vorgestellt werden. Weil Professoren an dieser Veranstaltung nicht zugelassen sind, ist die Hemmschwelle, sich an der Diskussion zu beteiligen, niedrig und die Atmosphäre gelöst. In Arbeit ist auch ein Coaching-Angebot für den akademischen Nachwuchs. Generell wird der Informationsaustausch gefördert, sowohl intern über Lehrveranstaltungen und Forschungsprojekte als auch extern mit anderen Mittelalterzentren. Eine Linkliste auf der Internetseite des Zentrums führt Interessierte an den richtigen Ort.

In einem eigenen Bulletin, das bereits zum sechsten Mal erschienen ist und Informationen zu den mediävistischen Lehrstühlen und Lehrveranstaltungen enthält, informiert das Zentrum über seine Aktivitäten. Fürs Sommersemester sind darin 24 Vorlesungen, 34 Proseminare, 23 Seminare und 36 Kolloquien und Übungen aufgeführt und kommentiert.

Studiengang geplant

Ein entscheidendes Kriterium für ein Kompetenzzentrum ist die Interdisziplinarität. Man tausche sich engagiert über die unterschiedlichen fachlichen Ansätze aus, erklärt Martina Stercken, die die Aktivitäten des Kompetenzzentrums koordiniert. Die Diskussionen im Mittelbaukolloquium seien diesbezüglich sehr anregend. Sablonier meint, es gehe darum, Kompetenz zu verdichten: «Die vierzig Köche sollten aber keinen Einheitsbrei zubereiten, sondern in derselben Küche Dutzende von Suppentöpfen am Kochen halten. Und jeder darf beim anderen probieren.» Interdisziplinarität sei aber auch eine Frage der persönlichen Kontakte, weshalb die Institutionalisierung in einem Kompetenzzentrum und ein gemeinsames Projekt äusserst wichtig seien.

Das Projekt zum Medienwandel wird denn auch der grosse Prüfstein für die transdisziplinäre Zusammenarbeit sein. Im Sommer 2003 wird voraussichtlich ein Sommerkurs für fortgeschrittene Studierende stattfinden. Mittelfristig ist ein interdisziplinärer Studiengang Mediävistik geplant. Erste Vorschläge werden jetzt ausgearbeitet.

Informationen unter:

www.mediaevistik.unizh.ch
oder im Bulletin, das in den
Institutsbibliotheken kostenlos
bezogen werden kann.

VORTRÄGE

Kultur- und Sozialwissenschaften

Vorlesungen

Europa in Asien – Asien in Europa. Philosophie- und Wirkungsgeschichten. PD Dr. Rolf Elberfeld (Wuppertal), HS 221, Rämistr. 74, Donnerstag, 27. Juni, 10.15 Uhr

Der Handelnde als neue Grundlage der Ethik.

Prof. Julius Moravcsik (Budapest), HS E 21, Uni-Zentrum, Freitag, 5. Juli, 12.00 Uhr

Interpretation in den Wissenschaften. Interdisziplinäre Ringvorlesung: Interpretationsmodelle des literarischen Texts. Prof. Peter Fröhlicher, HS 104, Uni-Zentrum, Dienstag, 25. Juni, 18.15 Uhr

Inventur im Museum – musikalische Meisterwerke neu gehört.

Die Geburt der amerikanischen Nationalmusik? Dvoráks Symphonie «Aus der neuen Welt». Wolfram Steinbeck (Bonn), HS 217, Uni-Zentrum, Dienstag, 25. Juni, 18.00 Uhr

Verdis «Falstaff» – Rückblick auf das 19. Jahrhundert oder Aufbruch in die Moderne? Anselm Gerhard (Bern), HS 217, Uni-Zentrum, Dienstag, 2. Juli, 18.00 Uhr

Mietwohnungen in Pompeji. Dr. Felix Pirson (Leipzig), HS 8 Archäologie, Rämistr. 73, Montag, 24. Juni, 20.15 Uhr

Moral im Zeitalter der Kontingenz. Corti-Stamm-Lecture. Prof. Hans Joas, KOL G 212, Uni-Zentrum, Dienstag, 25. Juni, 18.00 Uhr

Rezipient, Konsument oder Bürger? Zum Menschenbild in Medienbranche und Kommunikationswissenschaft. Prof. Otfried Jarren, Prof. Peter-Ulrich Merz-Benz, HS 200 Theologie, Kirchgasse 9, Montag, 24. Juni, 20.00 Uhr

Die urchristliche Religion in ihren Widersprüchen und Spannungen. Prof. Gerd Theissen (Heidelberg), HS 221, Uni-Zentrum, Freitag, 28. Juni, 10.15 Uhr

Die Vernunft in der Moral. Über Kants Gedanken eines kategorischen Imperativs. Corti-Stamm-Lecture. Dr. Thomas Schmidt (Göttingen), HS 204, Uni-Zentrum, Donnerstag, 27. Juni, 18.00 Uhr

Von Zentren, Peripherien und Bewegungen im Raum: Sowjetische Massenfeste und städtische Topographie in Woronesch, Nowosibirsk und Kemerowo, 1927–1941. Malte Rolf (Berlin), HS 212, Uni-Zentrum, Donnerstag, 27. Juni, 18.15 Uhr

Wahrheit – Wissen – Täuschung. Interdisziplinäre Veranstaltungsreihe:

Die Wahrheit des Happy Ends – Dichtelüge? Prof. Peter von Matt, HS 180, Uni-Zentrum, Donnerstag, 27. Juni, 18.15 Uhr

Wissen und Glauben – Wahrheit und Täuschung. Schlusspodium, verschiedene Referierende, HS 180, Uni-Zentrum, Donnerstag, 4. Juli, 18.15 Uhr

Tagungen

Gender Studies in den Altertumswissenschaften. 2. Tagung, diverse Referierende, HS 212, Uni-Zentrum, Donnerstag, 4. Juli, bis Freitag, 5. Juli. Weitere Informationen: www.unizh.ch/klphs/Veranstaltungen/Weitere.shtml

Leben: Verständnis. Wissenschaft. Technik. XI. Europäischer Kongress für Theologie, diverse Referierende, Aula, Uni-Zentrum, Sonntag, 15. September, bis Donnerstag, 19. September. Anmeldeschluss ist der 31. Juli. Es wird eine Tagungsgebühr erhoben. Weitere Informationen: www.theol.unizh.ch



Tanz als Symbol – Symbol im Tanz. Tagung der Schweizerischen Gesellschaft für Symbolforschung, R. Merz, C. Thurner, M. Strässner, U. Pellaton, E. Schneiter, HS Germanistik, Schönberggasse 9, Freitag, 30. August, 10.00 Uhr. Der Eintritt ist frei. Weitere Informationen: www.symbolforschung.ch

Zwischen Bekenntnis und Verweigerung. Schostakowitsch und die Sinfonie im 20. Jahrhundert. G. Gruber, H.-J. Hinrichsen, K.R. Lienert, L. Lütteken, A. Wehrmeyer, D. Gojowy, M. Koball, H. Grimm, M. Heinemann, A. Shreffler, Kongresshaus Zürich, Freitag, 28. Juni, bis Sonntag, 30. Juni. Weitere Informationen: www.unizh.ch/musikw

Human- und Tiermedizin

Vorlesungen



«Back to basics» beim Umgang mit Rückenschmerzen. PD Dr. Anne F. Mannion, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Montag, 24. Juni, 19.30 Uhr

Entscheidungsfindung bei Neugeborenen im Gebärsaal und im Wochenbett. Prof. H.U. Bucher, Dr. R. Arlettaz, Dr. J.C. Fauchère u.a., gr. HS Frauenklinik, Nordtrakt I, Donnerstag, 4. Juli, 15.00 Uhr



Frische Luft und Stallgeruch: Alpine Therapie im 19. Jahrhundert. Margrit Wyder, HS 318, Uni-Zentrum, Donnerstag, 4. Juli, 12.30 Uhr

Hamburger Disease – oder wenn Hamburger krank machen. PD Dr. Roger Stephan, HS Veterinärmedizin, Winterthurerstr. 266, Donnerstag, 27. Juni, 16.00 Uhr

Prä- und postnatale Therapie von Neuralrohrdefekten (Myelomeningocele). PD Dr. Martin Meuli, SR 479, Rämistr. 74, Donnerstag, 4. Juli, 13.15 Uhr

Quo vadis vena? Blick in die Zukunft der Venenchirurgie. PD Dr. Paolo Cassina, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Samstag, 29. Juni, 11.10 Uhr

Die Varianz des menschlichen Genoms – Spuren unserer Entwicklungsgeschichte. PD Dr. Alessandra Baumer, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Montag, 1. Juli, 19.30 Uhr

Tagung

Jahrestagung der Schweizerischen Gesellschaft für Klinische Chemie. Zahlreiche Referierende, ETH-Zentrum, Mittwoch, 9. Oktober, bis Freitag, 11. Oktober. Die Teilnahme ist kostenlos. Eine Anmeldung ist erforderlich. Weitere Informationen: www.bh4.org/sgkc/

Naturwissenschaften

Vorlesungen

Die biologischen Funktionen der Vitamin-A-Familie. 29. Paul-Karrer-Vorlesung, Prof. Dieter Oesterhelt, Aula, Uni-Zentrum, Mittwoch, 3. Juli, 18.15 Uhr

Licht. Wissenschaftshistorisches Kolloquium: Die Bewaffung des Auges und das Licht der Fotografie. Anton Holzer (Wien), HS 101, Uni-Zentrum, Mittwoch, 26. Juni, 17.15 Uhr

Proteomics: Its challenges and promise for biology and medicine. Prof. Ruedi Aebersold, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Samstag, 29. Juni, 10.00 Uhr



Sammlungsschwerpunkte des Botanischen Gartens. Jubiläumsveranstaltung zum 25. Geburtstag, diverse Referierende, HS Botanik, Zollikerstr. 107, Samstag, 19. Oktober. Weitere Informationen: www.bguz.unizh.ch

Kurse

Biodiversität – Perspektiven für das 21. Jh. Weiterbildungskurs, Prof. Bernhard Schmid u.a., Institut für Umweltwissenschaften, Uni-Irchel, Mittwoch, 4. September, bis Freitag, 6. September. Der Kurs ist kostenpflichtig. Anmeldung bis 6. Juli unter: www.unizh.ch/uwinst

Projektmanagement. Projekte planen – koordinieren – kontrollieren. Weiterbildungskurs, Dr. Susann Eichenberger-Glinz u.a., Institut für Umweltwissenschaften, Uni-Irchel, Donnerstag, 17. Oktober, bis Samstag, 19. Oktober. Der Kurs ist kostenpflichtig. Anmeldung bis 19. August unter: www.unizh.ch/uwinst

Wirtschaft – Recht – Informatik

Vorlesungen

The Economic Notion of Prudence: Basic Theory and Implications for Medical Decision Making. Louis Eeckhoudt, HS 175, Uni-Zentrum, Donnerstag, 4. Juli, 17.15 Uhr

Performance komplexer Systeme. Prof. Andrea Schenker-Wicki, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Montag, 1. Juli, 18.15 Uhr

Risk Management with Benchmarking. Suleyman Basak (London), HS 204, Uni-Zentrum, Freitag, 5. Juli, 12.15 Uhr

INTERN

Podiumsdiskussion

Wege zur Professur – Chancen und Risiken. Prof. Christine Giger, Prof. Lino Guzzella, Prof. Georg Müller, Prof. Margit Osterloh, Prof. Fritz K. Winkler, Moderation: Sigrid Viehweg Schmid, HG G 60, ETH-Zentrum, Dienstag, 25. Juni, 18.15 Uhr

AUSSTELLUNGEN

Ägyptische, assyrische, griechische und römische Originale. Abguss-Sammlung (1. UG). Archäologische Sammlung, Rämistr. 73, Dienstag–Freitag 13–18 Uhr, Samstag und Sonntag 11–17 Uhr

Anatomische Sammlung, Winterthurerstr. 190, Mittwoch 13–18 Uhr

Botanischer Garten, Zollikerstr. 107, Garten: Montag–Freitag 7–19 Uhr, Samstag und Sonntag 8–18 Uhr, Gewächshäuser: Montag–Freitag 9.30–11.30, 13–16 Uhr, Samstag und Sonntag 9.30–17 Uhr, Mittagsführungen dienstags 12.30–13 Uhr, Besammlung bei der Terrasse

Emil Oprecht, Verleger (1895–1952). Exilliteratur in Zürich. Katalogsaal, Zentralbibliothek, Zähringerplatz 6, Montag–Freitag 8–20 Uhr, Samstag 8–16 Uhr, ab 18. September

Kunst-Kiosk von Thomas Hirschhorn, Ljubov Popova gewidmet. Winterthurerstr. 190, Bau 55, Montag–Freitag 8–18 Uhr, bis Ende August

Luxus der Kulturen – eine Annäherung. Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40, Dienstag–Freitag 10–13 Uhr und 14–17 Uhr, Samstag 14–17 Uhr, Sonntag 11–17 Uhr, bis 29. September

Moulagensammlung, Haldenbachstr. 14, Mittwoch 14–18 Uhr, Samstag 13–17 Uhr, verlängert bis Herbst

Oreopithecus – ein Affe aus der Kohlegrube. Anthropologisches Museum, Winterthurerstr. 190, Dienstag–Sonntag 10–16 Uhr

Paläontologisches Museum, Karl Schmid-Str. 4, Dienstag–Freitag 9–17 Uhr, Samstag und Sonntag 10–16 Uhr

Rosebud-Sioux. Lebensbilder einer Reservation. Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40, Dienstag–Freitag 10–13 Uhr und 14–17 Uhr, Samstag 14–17 Uhr, Sonntag 11–17 Uhr

schön/hässlich. Gegensätze. Afrikanische Kunst. Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40, Dienstag–Freitag 10–13 Uhr und 14–17 Uhr, Samstag 14–17 Uhr, Sonntag 11–17 Uhr, bis 30. Juni



Haie – Gejagte Jäger. Im Zoologischen Museum ist eine Sonderausstellung der Hai-Stiftung zu sehen über die faszinierenden Jäger der Meere und ihre Bedrohung durch den Menschen. (Karl Schmid-Str. 4, Dienstag–Freitag 9–17 Uhr, Samstag und Sonntag 10–16 Uhr)



Über dem Grabe geboren. Kindsnöte in Medizin und Kunst. Medizinhistorisches Museum, Rämistr. 69, Dienstag–Freitag 13–18 Uhr, Samstag und Sonntag 11–17 Uhr

Volti di Marmo. Unbekannte antike Skulpturen aus der Sammlung Medici Riccardi in Florenz. Archäologische Sammlung, Rämistr. 73, Dienstag–Freitag 13–18 Uhr, Samstag und Sonntag 11–17 Uhr

Wiederentdecktes Baltikum: Estland, Lettland und Litauen. Katalogsaal, Zentralbibliothek, Zähringerplatz 6, Montag–Freitag 8–20 Uhr, Samstag 8–16 Uhr, 6. Juli bis 24. August

BÜHNE

KRIMINALE. Krimifestival mit Lesungen und Vorträgen, Keller62, Rämistr. 62, Mittwoch, 11. September, bis Samstag, 14. September, jeweils 20.00 Uhr. Weitere Informationen: www.keller62.ch



Musikalische Buchpremiere Markus Bundi. Markus Bundi und Chris Wiesendanger, Keller62, Rämistr. 62, Montag, 23. September, 20.00 Uhr. Weitere Informationen: www.keller62.ch

Der Sammler. Thriller nach John Fowles. Mit Karolina Petrova und Ingo Ospelt, Dramaturgie: Thomas J. Hauck und Karl von Krollock, Musik: Mona Nüssli, Bühne: Sabina Kaeiser, Regie: Lubosch Held, Keller62, Rämistr. 62, Dienstag, 17. September, bis Sonntag, 22. September, und Dienstag, 24. September, bis Sonntag, 29. September, jeweils 20.00 Uhr. Weitere Informationen: www.keller62.ch

Schweizer STOP AIDS Spots, CH 2000 Safe Sex. The Manual, Grag Lawson, GB 1993. STOP AIDS 1987-1996: TV- und Kinospots aus sieben Ländern. HS 109, Uni-Zentrum, Mittwoch, 26. Juni, 18.15 Uhr. Der Eintritt ist frei.

Take it. Musical über Liebe und Aids von Markus Berger, CH 1992, Dialekt, 70 Min.

Kurzfilme: SID A AIDS von Yann Beauvis, FR 1991, franz./dt., 5 Min. Letters from Home von Mike Hoolboom, Kanada 1996, engl. mit dt. UT, 14 Min.

Frank's Cock von Mike Hoolboom, Kanada 1993, engl., 8 Min.

Pensao Globo von Matthias Müller, D 1997, engl., 15 Min.. HS 109, Uni-Zentrum, Mittwoch, 3. Juli, 18.15 Uhr. Der Eintritt ist frei.

Les trois suisses. Musikballett, Keller62, Rämistr. 62, Dienstag, 8. Oktober, bis Samstag, 12. Oktober, jeweils 20.00 Uhr. Weitere Informationen: www.keller62.ch

Mentoring auf Amerikanisch

Wer sich in der Schweiz auf die akademische (Um-) Laufbahn begibt, tut das oft ins Blaue hinein. Denn wie es mit der Karriere weitergeht, ist selten absehbar. Amerikanische Universitäten machen vor, wie Mentoring und Laufbahnunterstützung institutionalisiert werden können.

VON CLAUDIA ARNOLD UND
URSULA MEYERHOFER

In den USA haben Studierende und Universitätsangehörige Zugang zu einem grossen und vielfältigen Unterstützungsangebot für das Studium, den Berufseinstieg und ihre weitere Laufbahn. Dazu gehören verschiedene Formen von Mentoring, sehr präsent und auch für Studierende zugängliche Netzwerke von Alumni/Alumnae sowie Career Centers.

Die Bedeutung von Mentoring scheint in den USA allgemein anerkannt zu sein. Dort dreht sich die Diskussion kaum mehr darum, ob Mentoring nötig ist, sondern, wie man es optimal gestaltet und welche Form für welches Ziel und in welcher Laufbahnphase geeignet ist.

Mitte März lud das Swiss House for Advanced Research and Education in Boston zu einem Workshop über Nachwuchsförderung und Mentoring ein. Gesprächspartner/-innen waren Mentoring-Expertinnen, Gleichstellungsbeauftragte und Vertretungen von Universitätsorganen sowie Schweizerinnen, die vor Ort in Forschungsprojekte eingebunden sind. Ziel des Workshops war, den zwölf anwesenden schweizerischen Mentoring-

und Gleichstellungsbeauftragten ein Bild zu vermitteln, wie Frauen in den USA in der akademischen Laufbahn unterstützt werden. Im Unterschied zur Schweiz, wo gerade einmal 8 Prozent der Professuren von Frauen besetzt sind, beträgt die-

müssten nicht unbedingt arrierte Wissenschaftler/-innen sein. Wissenschaftler/-innen, die weniger weit sind in ihrer Laufbahn, und auch Studierende in höheren Semestern könnten und sollten ebenfalls als Mentor/-innen wirken. Wichtig

bahnplanung. Die Career Centers arbeiten mit verschiedenen Abteilungen und Instituten der Universität zusammen, aber auch mit der Privatwirtschaft, und können so gezielt Kontakte und Informationen vermitteln. Neben formellem und infor-



Austausch und gemeinsame Treffen sind das das A und O beim Mentoring. Expertinnen aus den USA und der Schweiz tauschen sich über Modelle der Nachwuchsförderung aus bei einem Workshop im Swiss House in Boston. (Bild zVg)

se Zahl in den USA immerhin gut 20 Prozent.

An amerikanischen Universitäten werden hauptsächlich drei Formen von Mentoring angeboten: One-to-one-Mentoring, Kleingruppen-Mentoring (3–6 Mentees) sowie Mentoring in grossen Gruppen (in Form von Kursprogrammen, Veranstaltungen und Vorträgen). Daneben findet informelles Mentoring statt – zum Beispiel im Kontakt mit Professoren/-innen, die «zugänglicher seien als in der Schweiz», so Catherine Didion, Geschäftsführerin von AWIS (Association for Women in Science). Sie betonte auch, wie wichtig es sei, für das eigene Projekt den Begriff Mentoring zuerst zu definieren und dann zu kommunizieren. Die Erwartungen aller Beteiligten (Institution, Mentor/-in, Mentee) müssen besprochen und aufeinander abgestimmt und die Verantwortlichkeiten geklärt werden.

Mentoring-Kultur nötig

Stephanie Bird, Dozentin am MIT, wünscht sich eine «Mentoring-Kultur»: Mentor/-innen

sei vor allem, dass Mentor/-innen kommunikationsfähig und offen sind und ihre Erfahrungen teilen. Auch Eileen McGowan, die sich in ihrer Forschung mit Mentoring befasst, unterstrich die Wichtigkeit von Mentoring, kritisierte jedoch, dass solche Programme oft als schnelle und billige Allheilmittel konzipiert würden und dadurch falsche Hoffnungen weckten. Gute Mentoring-Programme brauchen hingegen Zeit und Ressourcen. Ein weiterer Faktor für das Gelingen ist, dass die Wichtigkeit und der Aufwand eines Programms institutionell anerkannt werden.

Career Centers ergänzen

An den meisten amerikanischen Universitäten existieren Career Centers. Diese bieten Informationen und Unterstützung verschiedenster Art für Laufbahnen innerhalb oder ausserhalb der Universität. Das Angebot reicht von Stipendien-Tipps, Job- und Praktikumsvermittlung, Austauschprogrammen, Hinweisen zu Projektanträgen bis zu individueller Lauf-

mellem Mentoring erfüllen sie somit sehr wichtige Funktionen für Nachwuchswissenschaftler/-innen.

Kinder kein Hindernis

Auch das gut ausgebaute Kinderbetreuungssystem in den USA trägt zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses bei: Keine der Wissenschaftlerinnen, die am Workshop teilnahmen, sah sich vor die Entscheidung zwischen Kind und Karriere gestellt. Auch wenn Kinder da sind, arbeiten in der Regel beide Eltern weiterhin Vollzeit.

Der Austausch zwischen amerikanischen und Schweizer Wissenschaftlerinnen in Boston zeigte einmal mehr, dass die Mentoring-Projekte der Universität Zürich im Rahmen des Bundesprogrammes Chancengleichheit den Bedürfnissen von Nachwuchswissenschaftlerinnen nach Laufbahnorientierung, Transparenz und Netzwerk entsprechen.

Claudia Arnold ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt PRO->WISS, Rahmenprogramm Mentoring.
Dr. Ursula Meyerhofer ist Ko-Leiterin der Mentoringwerkstatt.

SwissHouse:
www.creativeswitzerland.com
AWIS: www.awis.org

GROSSE UN(I)BEKANNTE

Die Serie GROSSE UN(I)BEKANNTE stellt Leute und Phänomene an der Universität Zürich vor, die man so – meist – noch nicht kennt.



Raymond Bandle ist seit fünfzehn Jahren Mitarbeiter der Abteilung Bauten und Räume. Seither hat er bei Behörden 230 Millionen Franken für Neubauten und Sanierungen von Uni-Gebäuden locker gemacht. (Bild Christoph Schumacher)

Baulöwe von Amts wegen

« Es ist wie beim Klettern: Herausforderungen reizen mich.» Das sportliche Sprachbild ist charakteristisch für den fitnessbewussten Raymond Bandle, dessen Startnummer für den Zürcher Sylvesterlauf vor ihm auf dem Schreibtisch liegt. Bereits vierzehn Mal ist er an der Sola-Stafette gestartet. Mehrmals pro Woche zieht es ihn hinaus zum Waldlauf auf die Fluntern oder in die Turnhalle zum Konditionstraining. «Das bringt mir wahnsinnig viel, und gerade wenn ich stark belastet bin, hilft es mir, Frustrationen abzubauen.»

Die Arbeit könne eben auch mühsam sein, zum Beispiel beim Umzug des Instituts für Medizinische Genetik nach Schwerzenbach. Die Anpassungsvorschläge einer künftigen Nutzerin seien nie auf seinem Tisch gelandet. Beim gemeinsamen Rundgang wurde sie angesichts der fehlenden Umsetzung wütend und sagte, dass sie nicht umziehen werde. Darauf entgegnete er nur «der Tag hat vierundzwanzig Stunden» – ein Motto, an das er sich selber hält.

Bandle und seine zehn Kolleginnen und Kollegen bilden die Abteilung Bauten und Räume. Als diese übernehmen sie bei Um- oder Neubauten von Uni-Gebäuden die Bauherrschaft. Sie schnüren aus den Bedürfnissen der Nutzerinnen und Nutzer ein Paket, das sie dann gegenüber dem kantonalen Hochbauamt und der Bauleitung vertreten. Raymond Bandle ist verantwortlich für das UniversitätsSpital und sämtliche Gebäude der Medizinischen Fakultät, für das Hauptgebäude, alle Verpflegungsbetriebe und die Sportanlage Fluntern. Im Schnitt gehen jährlich 60 Millionen Franken für Bau- und Unterhaltsprojekte über den Tisch – eine Summe, die in Zukunft kaum reichen wird, denn neu geschaffene Lehrstühle und die doppelten Maturitätsjahrgänge erfordern zusätzliche 50 000 Quadratmeter für Büros, Labors und Unterrichtsräume.

Eines der Lieblingsprojekte Bandles ist der unterirdische Hörsaal beim Hauptgebäude. Der ursprüngliche Standort unter dem Lichthof wurde verworfen, aber die Idee liess Bandle nicht mehr los. Schon immer habe er sich gefragt, was sich unter der Wiese zwischen Mensa und dem Eingang an der Künstlergasse befindet. Es stellte sich heraus, dass es unverbautes Terrain ist. Band-

le mass das Gelände – vierzig auf vierzig Meter –: «Hier kommt der Hörsaal hin!», wiederholt er seinen damaligen Ausspruch und klopft dabei energisch auf den Tisch. Von der Idee bis zu den Anträgen an Regierung und Kantonsrat habe er alles gemacht. Das freut den 59-Jährigen: «Ich habe hier eine Idee verwirklicht, die der Uni etwas bringt, auch wenn ich in sechs Jahren nicht mehr hier bin.»

Auch beim 41 Millionen Franken teuren Neubau des Zentrums für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde an der Plattenstrasse, von Bandle liebevoll auf «s'Zahni» verkürzt, hatte er seine Finger im Spiel. Das Belegungskonzept und die Anträge an Behörde und Parlament hat er verfasst, ja sogar den Text für die Abstimmungszeitung vorbereitet. «Ich schreibe alles selber», erzählt Bandle, der auch im «unijournal» die universitäre Öffentlichkeit regelmässig über den Stand der baulichen Dinge unterrichtet. Seine Liebe zum Schreiben ist eine Liebe auf den zweiten Blick. Denn erst während der Lehre als Maschinenzeichner und des Studiums zum Elektroingenieur traf er auf Deutschlehrer, die ihm Freude an der Sprache vermitteln konnten.

Dass die Uni einen wie Bandle hat, hat sie auch ihrer Schwesterhochschule zu verdanken. Er arbeitete als Assistent am Institut für elektrische Maschinen der ETH, als sein Chef den damals «27-jährigen Schnösel» fragte, ob dieser ihn als Baudelegierter der Abteilung Elektrotechnik vertreten wolle. In der Abteilung für ETH-Bauten lernte Bandle dann nach und nach die Infrastrukturprobleme einer Hochschule kennen. Nach einem kurzen Intermezzo bei der Schweizerischen Bankgesellschaft wechselte er an die Universität Zürich: «Sobald eine gescheite Stelle frei war, holte man mich an die Uni.» Das ist sechzehn Jahre her. Neulich hat der Vater dreier erwachsener Kinder zusammengezählt: 230 Millionen Franken habe er für die Uni organisiert, die man heute physisch sehen könne. «Das macht mir so leicht keiner nach.»

«Der unterirdische Hörsaal bringt der Uni etwas, auch wenn ich in sechs Jahren nicht mehr da bin.»

Lukas Kistler, freier Journalist

AUSSTELLUNG IM VÖLKERKUNDEMUSEUM

Luxus der Kulturen

■ **Die jüngste Ausstellung** des Völkerkundemuseums entstand als Abschlussarbeit von Studentinnen des Museologie-Kurses 1999–2001. Anhand von Objekten aus Tibet, Ghana, Bali, Israel/Palästina, der Schweiz



und Britisch-Kolumbien geht die Ausstellung der Frage nach, was in anderen Kulturen unter Luxus verstanden wird. In einer kurzen Geschichte wird jeder Gegenstand in seinem gesellschaftlichen Zusammenhang beschrieben, und es wird erklärt, was ihn zum Luxus macht. Das Augenmerk richtet sich dabei auf Verwendung, Funktion, Material, Handwerk und Symbolik. In vielen Fällen steht die luxuriöse Ausstattung im Dienste der gesellschaftlichen Differenzierung.

Die Beschäftigung mit Objekten, die in anderen Kulturen Luxus sind, soll ein Licht auf den hiesigen und heutigen Begriff von Luxus werfen und zur Auseinandersetzung mit diesem anregen. Neben den in Glasvitrinen auf blauen Samtsockeln ins-



Edel: ein mit Gold überzogener Wedel zum Vertreiben von Fliegen (links) und ein Schmuckring mit Wildschweinmotiv. (Bilder zVg)

zenierten Objekten finden sich dazu auch an den Wänden aktuelle Zitate von Schweizerinnen und Schweizern über Luxus.

unicom

Luxus der Kulturen. Eine Annäherung

Völkerkundemuseum der Universität Zürich, Pelikanstr. 40
Di–Fr 10–13 und 14–17 Uhr
Sa 14–17 Uhr, So 11–17 Uhr

AUSSTELLUNG IM ANTHROPOLOGISCHEN MUSEUM

Der Affe aus der Kohlengrube



Der «Hügelaffe» nach der Vorstellung des wissenschaftlichen Illustrators. (Bild zVg)

■ **1958** fand der Basler Johannes Hürzeler in einer Kohlengrube das fast vollständige Skelett eines «Hügelaffen». Dieser «Oreopithecus bamboli» hatte vor rund 7 Millionen Jahren im Gebiet der heutigen Toskana gelebt. Die fossilen Überreste haben seit ihrem Fund für Diskussionen unter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ge-

sorgt: Handelt es sich um einen Affen, Menschenaffen oder sogar direkten Vorfahren des Menschen? Und ging er bereits aufrecht?

Der wissenschaftliche Zeichner Niggi Heeb hat mit seiner Diplomarbeit den Versuch unternommen, dem Affen eine neue Gestalt zu geben. Seine Illustrationen gaben den Anstoss zu ei-

ner Ausstellung im Anthropologischen Museum in der Universität-Irchel.

Die Ausstellung besteht aus drei Teilen. Im ersten Teil werden Originalfossilien des Oreopithecus gezeigt. Der zweite Abschnitt stellt zeichnerische Vorschläge für das Aussehen des fossilen Primaten aus. Im dritten Teil wird der Oreopithecus in seinem natürlichen Lebensraum dargestellt.

Die Ausstellung gewährt einen Einblick in die Arbeitsweise eines wissenschaftlichen Illustrators und macht auf die Ungewissheit von Rekonstruktionsversuchen aufmerksam. Der Spielraum für eigene Interpretationen ist offen.

unicom

Oreopithecus – Ein Affe aus der Kohlengrube

Anthropologisches Museum der Universität-Irchel
Winterthurerstr. 190
Di–So 10–16 Uhr
Der Eintritt ist frei.

WEITERBILDUNGSKURSE

Biodiversität

■ Das Institut für Umweltwissenschaften bietet Weiterbildungskurse zu aktuellen Fragen der Umweltwissenschaften an. Sie richten sich an Praktikerinnen und Praktiker aus dem Umweltbereich sowie an Studierende, Doktorierende und Postdocs. Der Kurs «Biodiversität – Perspektiven für das 21. Jahrhundert» stellt neue Methoden und Resultate aus der Forschung vor und diskutiert die Relevanz für den praktischen Naturschutz.

Der Kurs «Projektmanagement. Projekte planen – koordinieren – kontrollieren» vermittelt Schlüsselqualifikationen für die Berufspraxis wie Projektmanagement, Umgang mit Konflikten oder Wissensaustausch zwischen Forschung und Praxis. Er empfiehlt sich besonders auch für Studierende.

Susanne Eichenberger-Glinz,
Kordinatorin

Daten siehe Seite 12/13

Anpasser und Verweigerer

Das Musikwissenschaftliche Institut geht an die Zürcher Festspiele: Auf einem internationalen Symposium machen Experten das Publikum mit Dmitri Schostakowitschs widersprüchlichen Seiten und der Mehrdeutigkeit seiner Musik bekannt.

VON SIMONA RYSER

An den diesjährigen Zürcher Festspielen wird die Aufführung der ersten neun Sinfonien und einiger Kammermusikwerke von Dmitri Schostakowitsch einen besonderen Schwerpunkt bilden. «Zwischen Bekenntnis und Verweigerung – Schostakowitsch und die Sinfonie im 20. Jahrhundert» – unter diesem Titel findet im Rahmenprogramm im Kammermusiksaal des Kongresshauses vom 28. bis 30. Juni 2002 ein internationales Symposium statt, das gemeinsam vom Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Zürich, der Tonhalle-Gesellschaft und dem Gesprächsforum «kontroversen» der Zürcher Festspiele veranstaltet wird.

Das Symposium richtet sich ausdrücklich an das interessierte Festspielpublikum. Die Organisatoren, Hans-Joachim Hinrichsen und Laurenz Lütteken – beide Professoren für Musikwissenschaft an der Universität Zürich – haben zusammen mit Konrad Rudolf Lienert («kontroversen») Exponenten verschiedener Forschungsansätze und auch verschiedener Generationen eingeladen. Zudem konnten mit Inna Barsova, Dettlef Gojowy und Andreas Wehrmeyer drei ausgesprochene Schostakowitsch-Experten gewonnen werden. Es werden Vorträge mit übergreifenden, historischen Fragestellungen sowie

Werkeinführungen zu hören sein.

«In erster Linie spielt der Titel des Symposiums auf die Lebenssituation des Komponisten im Stalinismus an. Im Westen ist er gescholten worden für seine Anpassung an das Regime, dort aber wiederum wurde er gescholten für seine Verweigerungsgesten. Zwischen diesen beiden Komponenten, zwischen Bekenntnis und Verweigerung, gibt es eine dialektische Beziehung – was für den Westen auch einen grossen Teil der Faszination an dem Komponisten und seinen Werken ausmacht», erklärt Hinrichsen. Diese Spannung in der Musiksprache Schostakowitschs kommt ganz besonders in den Sinfonien zum Ausdruck. Die Vielschichtigkeit und Mehrdeutigkeit der Musik lässt sich entsprechend verschieden hören und interpretieren. So endet beispielsweise die 5. Sinfonie mit einem furchtbar lärmenden Finale, über welches das Publikum bei der Uraufführung in regelrechte Jubelstürme ausbrach. Lütteken weist darauf hin, dass «dieses Finale die Idee eines Finalen aber gerade pervertiert». Heute kann dieser Musik wieder neue Bedeutung zukommen.

Modern, doch eingängig

Die Frage nach der Aktualität Schostakowitschs wird in einer Podiumsdiskussion die Tagung beschliessen. Fest steht, dass vor 20 Jahren, also nach dem Tod des Komponisten, eine Schostakowitsch-Renaissance eingesetzt hat und dass die Sinfonien, die Kammermusik und auch einige Opern heute nicht mehr aus dem Repertoire des Konzertbetriebs wegzudenken sind. Gleichwohl wird man diese Werke heute anders hören als zu Lebzeiten des Komponisten. «Auch das 20. Jahrhundert rückt in die Distanz der Geschichte», meint Lütteken. Die Verweigerungs- und Bekenntnisgesten in Schostakowitschs Musik wer-

den heute kaum noch wahrgenommen. Vielleicht gibt das postideologische Zeitalter die Werke des Komponisten gerade frei für neue Hörweisen und Lesarten jenseits der historisch gewordenen, politischen Dimension. Schostakowitschs Unkonventionalität könnte auch Brücke sein für die Wahrnehmung moderner und Neuer Musik jenseits der Schönbergsschule. «Seine Werke sind vordergründig weniger eingängig als beispielsweise Mozart oder auch Strauss, andererseits doch viel eingängiger als die so genannte Neue Musik. Für das Konzertpublikum könnte das durchaus ein Weg sein, an die zeitgenössische Musik heranzukommen», sagt Hinrichsen.

Jedenfalls darf man gespannt sein auf den Festspielsommer –



Könnte das Konzertpublikum an moderne und Neue Musik heranzuführen: der unkonventionelle Komponist Schostakowitsch. (Bild Istvan Fata)

und dass das Musikwissenschaftliche Institut auch in Zukunft an den Zürcher Festspielen mitwirken wird, ist zu hoffen. «Zürich ist eine Stadt mit einem immens reichen Musikleben, in dem so ein Institut wie unseres schwimmen muss wie der Fisch im Wasser. Da wollen wir nicht im Elfenbeinturm Wissenschaft betreiben, die damit nichts zu tun hat», erklärt Hinrichsen. Die Kontakte jedenfalls sind geknüpft.

Zwischen Bekenntnis und Verweigerung. Schostakowitsch und die Sinfonie im 20. Jahrhundert
Internationales Symposium im Rahmen der Zürcher Festspiele 28.–30. Juni 2002, Kongresshaus, Kammermusiksaal
Freier Eintritt

Das ausführliche Programm:
www.kontroversen.ch

Elektronische Dissertationen

Ab sofort können Dissertationen in elektronischer Form der Zentralbibliothek Zürich (ZB) zur Archivierung abgegeben werden. Die nötigen Richtlinien dafür sind erlassen und auf Merkblättern festgehalten worden.

VON HEINZ DICKENMANN

Die Promotionsordnungen der Fakultäten und Abteilungen der Universität Zürich sehen den Druck der Dissertation und die Ablieferung einer je nach Fakultät unterschiedlichen Anzahl Pflichtexemplare an die Zentralbibliothek Zürich (ZB), die Stadt-, Kantons- und Universitätsbibliothek vor. Heute werden die Dissertationen in ihrer grossen Mehrheit in digitalisierter Form erstellt – es ist also naheliegend, die elektronische

Dr. Heinz Dickenmann ist Direktor der Hauptbibliothek Irchel.

Dissertationsvorlage anstatt zu drucken gleich elektronisch abzugeben und auf einem Dokumenten-Server zugänglich zu machen.

Aufwandsreduktion

Auf Vorschlag der Hauptbibliothek Irchel und der Informatikdienste hat das Prorektorat Lehre im Oktober 2000 eine Arbeitsgruppe einberufen. Es zeigte sich, dass die ZB und alle Fakultäten an einer generellen Regelung interessiert sind. Die ZB strebt mit der Reduktion der Anzahl der Pflichtexemplare nicht zuletzt einen Abbau des aufwändigen Dissertationstauschs an. Im letzten Jahr konnte die Arbeitsgruppe ein Verfahren für die Abgabe, Speicherung und Publikation von elektronischen Dissertationen entwickeln, das nun in vier Merkblättern geregelt wird.

Die Universitätsleitung hat diese Merkblätter genehmigt und die Fakultäten orientiert.

Die Übernahme der Regelung bleibt den Fakultäten überlassen. Die Promovenden als Autorinnen und Autoren der wissenschaftlichen Arbeit können die Nutzungsrechte der Publikation auf dem öffentlich zugänglichen Server direkt mit der ZB vereinbaren, dafür ist das zweite Merkblatt mit der «Erklärung» vorbereitet worden. Als Prüfungsleistung unterliegt die Dissertation aber den Promotionsordnungen der Fakultäten, deren Bestimmungen zu beachten sind. Es empfiehlt sich also, diese im Voraus abzuklären.

Das erste Merkblatt erläutert das Vorgehen bei der Erstellung und Abgabe der elektronischen Dissertation. Die wichtigste Bestimmung betrifft die Anzahl gedruckter Pflichtexemplare, welche die ZB mit Bezug auf ihren Sammelauftrag als Universitätsbibliothek bei elektronischen Dissertationen auf vier reduziert. Die zum Teil weitergehen-

den Regelungen der Fakultäten bleiben vorbehalten. Das technische Merkblatt beschreibt die Formatvorgaben für die verlangten Dateien in allen notwendigen Details. Die Minimalanforderungen an die gedruckte Version der elektronischen Dissertation werden mit dem vierten Merkblatt festgelegt.

Die Anlaufstellen für das Angebot sind bereit: Die Tausch- und Geschenkstelle der ZB nimmt Anfragen von interessierten Promovenden gerne entgegen. Die Zentralbibliothek verwaltet die elektronischen Dissertationen, der für die Speicherung benötigte Diskplatz auf den Servern der Informatikdienste der Universität ist reserviert und für das Laden der Dateien durch die ZB freigeschaltet. Das Angebot gilt ab sofort.

Vier Merkblätter für elektronische Dissertationen als pdf:
www.hbi.unizh.ch/sites/aktuprojekte.html#ediss

INFRASTRUKTUR UND HARDWARE

Mobile Computing für Studierende

Die Nachfrage nach eigenen Laptops und Vernetzungsmöglichkeiten an der Universität steigt bei den Studierenden mit der stetigen Zunahme von E-Learning-Angeboten und anderen webbasierten Diensten. Die Informatikdienste, die Abteilung Bauten und Räume und die ICT-Fachstelle tragen dieser Entwicklung mit der Bereitstellung von Internetanschlüssen und der Vermittlung preisgünstiger Hard- und Software Rechnung. Neben den mit PC und Macintosh ausgerüsteten Computerräumen werden immer mehr Netzwerk-Arbeitsplätze zur Verfügung gestellt. Dort verbinden Studierende und Mitarbeiter mit UniAccess-Identifikation ihr persönliches Notebook mit dem leistungsfähigen Netzwerk der Universität Zürich. Als Ergänzung zur Internetverbin-

dung per Kabel kommen Funknetzwerke (wireless lan) zum Einsatz. Sie haben ihre Berechtigung in offenen weiten Räumen, wo keine Kabelverlegt werden können. Eine Abdeckung per Funk besteht heute im Lichthof am Irchel, im Institut für Informatik und in der Eingangshalle der Informatikdienste. Eine detaillierte Übersicht über alle verfügbaren Netzwerkanschlüsse und eine Online-Hilfe zum Vernetzen finden sich unter www.access.unizh.ch/nw/

Günstige Hardware

Zu Beginn des Wintersemesters 2002/03 soll dem Umstand begegnet werden, dass für Studierende bislang kein regelmässiges Einkaufsprogramm für günstige Hardware besteht: Die Universität Zürich beteiligt sich

am Programm NEPTUN von ETH World, welches jeweils zum Beginn des Wintersemesters den Bezug von vergünstigten, qualitativ hochwertigen und mit Standardsoftware bestückten Laptops für Studierende ermöglicht. Für die Studierenden werden zudem kontinuierlich Campus Software Lizenzen zentral online angeboten.

*Dr. Eva Seiler Schiedt,
Leiterin ICT Fachstelle*



Das mobile Büro dank Funknetzwerk. (cs)

Netzwerkzugänge finden sich an der Rämistrasse 71 (neu auch beim Lichthof), 74 und in der Bibliothek des UniversitätsSpitals. Auf dem Campus Irchel gibt es zahlreiche öffentliche Netzwerkzugänge sowie in der Hauptbibliothek im Strickhof. Zudem werden um den Brunnenhof, auf der Galerie des Lichthofs und im Café Atrium circa 140 neue Vernetzungsmöglichkeiten eingerichtet. Auch die Mensa im Kollegengebäude wird sowohl mit Festnetz als auch mit einem Funknetzwerk ausgerüstet. Jeder Hörsaal, der umgebaut wird, erhält Internet- und Stromsteckdosen bei jedem dritten Arbeitsplatz – zuerst im Haldeliweg, im Tierspital und teilweise auch im neuen Grosshörsaal im Zentrum.

Software-Lizenzen für Studierende: www.zi.unizh.ch/software/campus/
Günstige Hardware für Studierende: www.ssd.ethz.ch

Umbau mit Lichtblick

Das ehemalige Gebäude des Romanischen Seminars wird für den Einzug eines Teils des Psychologischen Instituts hergerichtet. Das ausgewählte Architekturprojekt für den Umbau wird die erhaltenswürdige Bausubstanz wahren und die innere Verbindung der Lehrstühle berücksichtigen.

VON RAYMOND BANDLE

Im Herbst 2001 konnte das Romanische Seminar aus der Plattenstrasse 32 in den umgebauten und renovierten Semperbau an der Zürichbergstrasse 2/8 umziehen. Neuer Nutzer des Gebäudes an der Plattenstrasse 32 wird das Psychologische Institut. Doch zuvor ist die bauliche Anpassung und Sanierung notwendig.

Das Gebäude Plattenstrasse 32 wurde in den Jahren von 1874 bis 1876 im spätklassizistischen Stil als Mehrfamilienhaus mit Ladenlokal erstellt. Hundert Jahre später erfolgte der Umbau der Liegenschaft zu einem Institutsgebäude für die Universität. Obwohl die kantonale Denkmalpflegekommission das



Aussen bleibt an der Plattenstrasse 32 alles beim Alten. Im Innern wird der Charakter des Gebäudes nach dem Umbau kräftig und funktional verändert. (Bild Christoph Schumacher)

Gebäude 1973 als Schutzobjekt bezeichnet hatte, wurde es nicht unter Schutz gestellt. Deshalb sind beim Umbau 1973/74 auch keine denkmalpflegerischen Auflagen gemacht worden. Das Gebäude soll nun unter Wahrung der erhaltenswürdigen Bausubstanz und unter Einbezug des Nebengebäudes Plattenstrasse 30 für die Bedürfnisse der Bibliothek und der Abteilung Sozialpsychologie des Psychologischen Instituts saniert und umgebaut werden. Zudem soll es in Zukunft mit einem Lift

ausgerüstet und rollstuhlgängig sein.

Aus diesem Grund veranstaltete das Hochbauamt 2001 einen Studienauftrag mit einer Präqualifikation, um für die beschriebene Aufgabe Lösungsvorschläge zu erhalten. Auf die Ausschreibung hin forderten rund 100 Bewerberinnen und Bewerber die Unterlagen an. In der Folge reichten 56 Architekturbüros ihre Vorschläge bis Ende April 2001 ein. Das Beurteilungsgremium schied im Rahmen der Präqualifikation 51

Bewerbungen aus, bei welchen primär die Referenzobjekte, aber auch die Bürostruktur und die Erfahrung der Bewerber in Planung und Ausführung vergleichbarer Objekte nicht überzeugten. Die fünf verbliebenen Teams überarbeiteten ihre Projekte bis Ende August 2001. Die eingehende Prüfung durch das Beurteilungsgremium ergab, dass das Projekt des Teams Bob Gysin + Partner, Zürich, die meisten Vorteile aufwies. Es sieht vor, die Bibliothek in attraktiver Mischnutzung von Leseplätzen und Büchergestellen auf zwei Geschosse zu verteilen. Zudem ermöglicht die vorgesehene unterirdische Erweiterung zusätzliche, natürlich belichtete Leseplätze nahe bei den Compactanlagen. Gleichzeitig kann das Nebengebäude auf sinnvolle Weise mit einbezogen werden. Ein transparenter Liftschacht gewährt den Blick in die zentralen Hallen in den einzelnen Geschossen – damit wird auf die innere Verbindung der Lehrstühle beziehungsweise Forschungseinheiten Bezug genommen.

Die geschätzten Gesamtkosten belaufen sich auf 8 bis 9 Millionen Franken. Weil es sich um eine gebundene Investition handelt, kann der Regierungsrat den erforderlichen Kredit genehmigen. Das Projekt soll 2003/04 realisiert werden.

Raymond Bandle ist Mitarbeiter der Abteilung Bauten und Räume.

ONLINE-STELLENANGEBOTE

Mehr Dynamik, hohe Zugriffsraten

Seit Mai bietet die Personalabteilung einen neuen Service im Web an: eine online-Stellenbörse. Eine solche hat es zwar auch vorher schon gegeben. Neuerdings können die Verwaltung und die Institute der Universität jedoch die Inserate selber aufgeben. Damit sind die Stellen innerhalb kürzester Zeit abrufbar. Die neue Jobbörse auf dem Netz hat sich bereits als Pu-

blikumsmagnet erwiesen: Nach den Zugriffszahlen rangiert diese Site inzwischen auf Platz fünf der meistbesuchten Seiten der Universität.

Bislang war die Website statisch und schwerfällig. Neu wurde sie vom Weboffice der unicomcommunication mit PHP und MySQL dynamisch programmiert. So wird eine Anfrage stets aktuell und sekundenschnell

beantwortet. Unter verschiedenen Rubriken, wie Verwaltung oder Wissenschaft, werden die Stellen zunächst in einer Übersicht gezeigt; die Detailansicht gibt genauere Informationen und lässt sich auch adäquat aus-

drucken. Die Stellen bleiben in der Regel für vier Wochen aufgeschaltet, sofern sie nicht vorher vergeben werden.

Marita Fuchs,
Weboffice unicomcommunication

Stellenangebote der Universität Zürich:

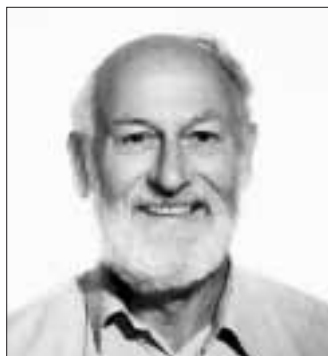
Zum Anschauen:
www.unizh.ch/admin/personal/stellenangebote/index.php
Zum Inserieren:
www.unizh.ch/admin/personal/stellenangebote/index.html

DARWIN MEDAILLE DER ROYAL SOCIETY

Selektion und Evolution sichtbar gemacht

■ Die **Darwin Medaille** wird von der Royal Society alle zwei Jahre für herausragende Forschung in Disziplinen vergeben, die von Charles Darwins eigener Forschung geprägt sind, vor allem also in Evolutionsbiologie. In diesem Jahr wurden Peter und Rosemary Grant (Princeton University) geehrt, die im Sommersemester 2002 als Gastprofessoren am Zoologischen Institut der Universität Zürich tätig sind. Sie erhalten die Auszeichnung für ihre bahnbrechenden Arbeiten zur Evolution von Galapagos-Finken.

Nach Darwin entstehen Arten durch Aufspaltung einer Ausgangsform in Varianten, die leicht unterschiedliche ökologische Ansprüche haben und verschiedene Lebensräume besiedeln. Das führt bei den nachfolgenden Generationen zur Ausbildung von immer besseren – aber von Umwelt zu Umwelt verschiedenen – Anpassungen (Selektion), zum Beispiel zu unterschiedlichen Schnabelformen als Spezialisierung auf unterschiedliche Nahrung. Die Selektion lässt die Merkmale der Bewohner verschiedener Nischen mehr und mehr auseinander driften, bis schliesslich aus den Varianten innerhalb ei-



Geehrt für ihre Arbeiten zur Evolution von Galapagos-Finken: Rosemary und Peter Grant. (Bilder zVg)

ner einzigen Art verschiedene Arten geworden sind.

Darwins Theorie ist allgemein anerkannt. Aber kann man Selektion und Evolution in der Natur beobachten? Dies demonstriert zu haben, ist eines der grossen Verdienste der Grants. Während ihrer nunmehr 30 Jahre währenden Forschungen auf Daphne, einer kleinen unbewohnten Vulkaninsel im Galapagos-Archipel, haben sie verfolgen können, wie sich die Umwelt mit dem Klima ändert. Regnerische El-Niño-Jahre liessen viele Pflanzen mit kleinen Samen gedeihen, trockene La-Niña-Jahre führten zu deren Aussterben. Durch diesen Wechsel der Nahrungsgrundlage änderten sich die Bedingungen für zwei Darwinfin-

ken-Arten. Dickschnäbelige, auf grosse Samen spezialisierte Vögel (vor allem Grundfinken, «Geospiza fortis») überlebten und reproduzierten besser in La-Niña-Jahren; kleinschnäbelige Spezialisten für kleine Samen (vor allem Kaktusfinken, «G. scandens») schnitten in El-Niño-Jahren besser ab.

Dieser wechselnde Selektionsdruck schlug sich in der Schnabelgrösse der Nachkommen nieder: Nach La-Niña-Jahren waren Schnäbel um 4 Prozent grösser, nach El-Niño-Jahren um 2,5 Prozent kleiner. Die Unterschiede zwischen den beiden Arten waren also mal mehr, mal weniger ausgeprägt. Zusätzlich trugen gelegentliche Paarungen zwischen den beiden Arten (Hybridisierung) dazu bei,

dass genetische Merkmale der einen Art in die der anderen flossen und umgekehrt (Introgression).

Klima wirkt auf Evolution

Die Studien des Ehepaars Grant belegen, dass Merkmalsänderungen sowie Aufspaltung oder Vermischung von Arten für uns sichtbar in der Natur ablaufen. Die Richtung dieser Selektion und Evolution kann aber in unvorhersagbarer Weise wechseln, weil sie auch von zufälligen Umweltveränderungen beeinflusst wird – in diesem Fall von Klimaschwankungen. Vor diesem Hintergrund sollten wir bei der Diskussion um Klimaerwärmung nicht nur ökologische, sondern auch mögliche evolutive Folgen berücksichtigen.

Die faszinierenden Ergebnisse ihrer Forschung haben Peter und Rosemary Grant in zahlreichen Artikeln, mehreren Büchern und einigen Radio- und Fernsehsendungen veröffentlicht. Die aktuellste Zusammenfassung ist gerade im amerikanischen Wissenschaftsmagazin «Science» erschienen (Band 296, S. 707, 2002).

Prof. Heinz-Ulrich Reyer,
Zoologisches Institut

12. HARTMANN MÜLLER-GEDÄCHTNISVORLESUNG UND PREISVERLEIHUNG 2002

Erste Transplantationen von Lebendleber

■ Die **Hartmann Müller-Stiftung** an der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich veranstaltet alle drei Jahre eine Hartmann Müller-Gedächtnisvorlesung, die mit der Vergabe eines Preises in Höhe von 25'000 Franken verbunden ist.

Anlässlich der 12. Vorlesung wird am 25. Juni der Hartmann Müller-Preis Professor Christoph E. Broelsch verliehen.

Professor Broelsch führte 1989 die erste Lebendleber-Segmenttransplantation von Mut-

ter auf Kind in den Vereinigten Staaten durch. Diese Technik, bei der ein Lebersegment eines lebenden Spenders in einen Empfänger transplantiert wird, verfeinerte er nach seiner Rückkehr an die Universität Hamburg konsequent und erfolgreich weiter. Damit wurde es möglich, auch grössere Leberlappen zwischen erwachsenen Angehörigen zu verpflanzen.

Da die Spenderorgane bei ständig steigendem Bedarf knapp werden, nimmt die von

Professor Broelsch entwickelte Methode einen zunehmend hohen Stellenwert ein.

Auch ethische Fragen

Professor Broelsch ist heute Leiter des Departements für Allgemein- und Transplantationschirurgie am Universitätsklinikum in Essen. Neben dem Bundesverdienstkreuz hat er zahlreiche Auszeichnungen erhalten und ist Ehrenmitglied einer Vielzahl von chirurgischen Ge-

sellschaften. In seinem Vortrag über «Die Chirurgie an der transplantierten Leber» wird Professor Broelsch einen Einblick in seine Arbeit geben und dabei neben medizinischen auch ethische Fragen diskutieren.

unicom

12. Hartmann Müller-Gedächtnisvorlesung und Preisverleihung 2002:
25. Juni 2002, 18.15 Uhr
Aula, Universität Zentrum



Reto M. Hilty

Nebenamtlicher Ordentlicher Professor
für Immaterialgüterrecht
Amtsantritt: 1. April 2002

■ **Reto M. Hilty**, geboren 1958, studierte Maschinenbau an der ETH Zürich und wechselte nach dem 1. Vordiplom an die Universität Zürich, an die Rechtswissenschaftliche Fakultät. Von 1985 bis 1989 war er als Assistent tätig und promovierte 1989 an der Universität Zürich nach einem Forschungsaufenthalt am Max-Planck-Institut in München. 1990 bis 1992 war er Ordentlicher Gerichtssekretär am Bezirksgericht in Meilen. Später übernahm er die Gesamtprojektleitung für die Umwandlung des Bundesamtes für Geistiges Eigentum in Bern in eine selbständige öffentlich rechtliche Anstalt. 1998 wurde Reto M. Hilty «Of Counsel» einer Zürcher Anwaltskanzlei. Nach einem Forschungsaufenthalt an der New York University erfolgte im Sommer 2000 die Habilitation. Von 2001 bis 2002 war er ordentlicher Professor für Rechtswissenschaften an der ETHZ. Seit Anfang 2002 ist Reto M. Hilty Direktor am Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Patent-, Urheber- und Wettbewerbsrecht in München.



Hanspeter Kriesi

Ordentlicher Professor für Politikwissen-
schaft, Vergleichende Politik
Amtsantritt: 1. September 2002

■ **Hanspeter Kriesi**, geboren 1949, studierte an der Universität Bern Soziologie, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Staatsrecht und Sozialpsychologie. Nach zweijähriger Tätigkeit an der Bildungshochschule Aargau war er von 1974 bis 1975 an der Universität von Chicago und erlangte dort den M.A. in Soziologie. Von 1975 bis 1984 war er am Soziologischen Institut der Universität Zürich tätig; er promovierte 1976 und habilitierte 1980. Von 1984 bis 1988 hatte er den Lehrstuhl für politische Verhaltensforschung an der Universität Amsterdam inne. Anschliessend lehrte er an der Universität Genf Vergleichende Politik und Schweizer Politik am Département de Science Politique, dem er auch von 1995 bis 1998 als Leiter vorstand. Im letzten Jahr arbeite er am Wissenschaftszentrum Berlin. Hanspeter Kriesi leitet zudem die Expertengruppe des sozialwissenschaftlichen Schwerpunktprogramms «Zukunft Schweiz».



Uwe Rudolph

Assistenzprofessor für Molekulare Neuro-
pharmakologie
Amtsantritt: 1. März 2002

■ **Uwe Rudolph**, geboren 1962, studierte von 1981 bis 1987 Medizin an der Freien Universität Berlin und an der University of London. Nach seiner Promotion 1989 arbeitete er bis 1992 als Forschungsassistent am Department of Cell Biology und am Department of Pharmacology und von 1992 bis 1993 als Instructor am Department of Cell Biology, Baylor College of Medicine in Houston, Texas, wo er sich mit Signaltransduktionsmechanismen an Zellmembranen beschäftigte. Ab 1993 war Uwe Rudolph als Oberassistent am Institut für Pharmakologie und Toxikologie der Universität Zürich tätig. Sein jetziges Arbeitsgebiet ist die Aufklärung der Funktion von Neurotransmitter-Rezeptoren im Gehirn, auch im Hinblick auf eine Verbesserung der Pharmakotherapie von Angsterkrankungen. Die Habilitation erfolgte 1999. Uwe Rudolph wurden 2001 der Pfizer-Forschungspreis und der Georg-Friedrich-Götz-Preis zugesprochen.



Roland Zimmermann

Ordentlicher Professor für Geburtshilfe
Amtsantritt: 1. Mai 2002

■ **Roland Zimmermann**, geboren 1958, studierte Medizin an der Universität Zürich und promovierte 1986. Er arbeitete im Anschluss daran als Assistenzarzt im Kreisspital Wetzikon, an der Klinik in Winterthur und im UniversitätsSpital Zürich, hier von 1991 bis 1994 als Oberarzt an der Klinik für Geburtshilfe. In dieser Klinik war er von 1995 bis 1997 als Leitender Arzt und als Chefarztstellvertreter tätig. 1998 erfolgte die Habilitation zum Thema «Screening auf fetale Chromosomenstörungen mit Hilfe mütterlicher Serumparameter im 2. Trimester der Schwangerschaft». Nach verschiedenen Arbeits- und Forschungsaufenthalten in Belgien, Deutschland und den USA kehrte er als Leitender Arzt an die Klinik für Geburtshilfe zurück. Roland Zimmermann erhielt eine Reihe von Auszeichnungen und Preisen, darunter einen Preis der Gesellschaft für Pädiatrie für die Arbeit «Hepatitis C und Brustmilch».

Publikationen

■ **Brigitte Boothe**, Ordentliche Professorin für Klinische Psychologie am Psychologischen Institut, hat ein Buch herausgegeben zu Modellen des Glücks in Märchentexten. Boothe, B. (Hrsg.) 2002: Wie kommt man ans Ziel seiner Wünsche? Modelle des Glücks in Märchentexten. Psychosozial-Verlag, Giessen

■ **Bruno S. Frey**, Ordentlicher Professor für theoretische und praktische Sozialökonomie am Institut für Empirische Wirtschaftsfor-

schung, und **Alois Stutzer**, Assistent am selben Institut, haben ein Buch geschrieben mit dem Titel: «Happiness and Economics».

Frey, B. S.; Stutzer, A., 2002: Happiness and Economics: How the Economy and Institutions Affect Human Well-Being. Princeton University Press, Princeton

■ **David Gugerli**, Privatdozent für das Gebiet Allgemeine und Schweizer Geschichte der neueren und neuesten Zeit, hat gemeinsam mit Barbara Orland ein Buch herausgegeben mit Beiträgen zur visuell erzeugten Selbstverständlichkeit in Bildern.

Gugerli, D.; Orland, B., (Hrsg.) 2002: Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit. CHRONOS Verlag, Zürich

■ **Paul Hugger**, Emeritierter Professor für Volkskunde, hat ein Buch verfasst über den durch Brauch und Ritus gestalteten Umgang mit dem Tod in der Schweiz und in Liechtenstein.

Hugger, P., 2002: Meister Tod. Zur Kulturgeschichte des Sterbens in der Schweiz und in Liechtenstein. Offizin Verlag, Zürich

■ **Christoph Mörgeli**, Titularprofessor für Medizingeschichte, hat zu-

sammen mit Uli Wunderlich ein Buch über Kindsnöte in Medizin und Kunst verfasst.

Mörgeli, C.; Wunderlich, U., 2002: Über dem Grabe geboren. Kindsnöte in Medizin und Kunst. Benteli-Verlags AG, Bern

■ **Albert A. Stahel**, Titularprofessor für Politische Wissenschaft, hat zusammen mit Silvia Berger und Dieter Kläy ein Buch über Afghanistan im Spiegel der aktuellen Ereignisse geschrieben.

Berger, S.; Kläy, D.; Stahel, A. A., 2002: Afghanistan – ein Land am Scheideweg. Im Spiegel der aktuellen Ereignisse. vdf, Hochschul-Verlag an der ETH, Zürich

PSYCHOLOGISCHE BERATUNGSSTELLE

Alt und doch gegenwärtig

■ **Am Zentrum** für Gerontologie der Universität Zürich gibt es seit März dieses Jahres ein neues Dienstleistungsangebot. Die psychologische Beratungsstelle LIA, *Leben im Alter*, ist der breiten Öffentlichkeit zugänglich. Sie steht unter der Gesamtleitung von Professorin Brigitte Boothe und wird von Bettina Ugolini, Diplompsychologin und Krankenschwester AKP, geführt.

Das Alter wird, entgegen alten Defizit- und Abbautheorien, zunehmend als eigene Entwicklungsphase mit spezifischen Entwicklungsaufgaben entdeckt. Der Mensch ist in dieser Lebensphase herausgefordert, dem Vergangenen Rechnung zu tragen und die Gegenwart mit neuen Freiheiten und neuen

Grenzen zu gestalten. Das gilt für die Ebene des Körperlichen ebenso wie für die Welt der Beziehungen. Vielleicht ist es sogar so, dass bei zunehmenden körperlichen Einschränkungen die soziale und psychische Gesundheit bedeutungsvoller wird. Menschen in der Bewältigung der mit dem Alter verbundenen Herausforderungen zu beraten, zu begleiten und zu unterstützen, sind die Zielsetzungen der Beratungsstelle. Das Angebot richtet sich an mehrere Personengruppen: an Ältere und betagte Personen, die zu Hause oder in einer betreuten Wohnsituation leben, an Personen reiferen Lebensalters, die aufgrund ihrer aktuellen Lebenssituation psychologischen Rat wünschen oder sich kon-

struktiv mit dem Älterwerden auseinandersetzen möchten sowie an junge Menschen, die durch professionelle oder freiwillige Tätigkeit oder als Angehörige in die Betreuung älterer Menschen eingebunden sind.

In Einzel- oder Familiengesprächen bietet die Beratungsstelle psychologische Begleitung und Beratung in Belastungssituationen und bei psychischen Krisen, bei der Bearbeitung der Verlustthematik, bei der Auseinandersetzung mit Alter, Krankheit und Tod oder bei der Bewältigung von Beziehungskonflikten in länger gewachsenen oder neu einzugehenden Beziehungen. Pflegenden wird Beratung oder Supervision in komplexen Pflegesi-



Reden über neue Freiheiten und Grenzen im Alter. (Bild zVg)

tuationen beziehungsweise besonderen Belastungssituationen angeboten. Die Beratungen werden in der Beratungsstelle, bei einem Hausbesuch in der Wohnung oder im Pflegeheim durchgeführt.

Bettina Ugolini,
Leiterin Beratungsstelle LIA



ZUNIV

ZÜRCHER UNIVERSITÄTSVEREIN

■ **Vergabungen.** Der Vorstand des ZUNIV hat an seiner Sitzung vom 9. April 2002 folgende Beiträge bewilligt:

- Seminar für Filmwissenschaft: 3000 Franken an Internationale Fachtagung «Emotionalität im Kino»
- Deutsches Seminar: 1000 Franken an Linguistisches Kolloquium
- Romanisches Seminar: 2500 Franken Defizitgarantie an Lectura Boccaccii Turicensis
- Mittelaltarisches Seminar: 3000 Franken an Buchprojekt «Turicensia Latina»
- Englisch Seminar: 1000 Franken an Literaturzeitschrift Variations
- Englisch Seminar: 1500 Franken an Festschrift für Prof. Udo Fries
- Dramagroup des Englischen Seminars: 1500 Franken Defizitgarantie an Theaterprojekt 2002
- Verein Virtuelle Soziologinnen: 2000 Franken an Projekt «Vernetzung von Studierenden der Soziologie»

- Institut für Ökologie und Aktions-Ethnologie: 2500 Franken an Aktualisierung der Infoe-Studie Nr. 12.

- International Veterinary Students' Association: 1500 Franken an Erfahrungsaustausch mit Studierenden aus Utrecht

- Veterinärmedizinische Fakultät: 10'000 Franken an Publikation «100 Jahre Veterinärmedizinische Fakultät der Universität Zürich»

- Institut für Informatik: 2500 Franken an Workshop «Self-Organisation and Evolution of Social Behaviour»

- Akademischer Sportverband: 4000 Franken an Sola-Stafette 2002

- Medienverein ZS: 2735,20 Franken für ein Inserat in der Zeitschrift IQ

- Verband der Schweizerischen StudentInnenschaften: 2500 Franken an Weekend International Working Group.

- Theater RandKante: 1500 Franken Defizitgarantie an Theaterprojekt 2002

- Akademisches Kammerorchester: 6500 Franken an Konzerte 2002

- Plattenkindergarten: 10'000

Franken als einmaliger Unterstützungsbeitrag

Neuwahl von zwei Vorstandsmitgliedern. Prof. Hans Caspar von der Crone wurde vom Universitätsrat zum neuen Prorektor Planung und Nachfolger von Prof. Conrad Meyer gewählt. Er gehörte vier Jahre dem Vorstand des Zürcher Universitätsvereins an. Als Nachfolger und Vertreter der Rechtswissenschaftlichen Fakultät wurde Prof. Wolfgang Wohlers, Ordinarius für Strafrecht und Strafprozessrecht, gewählt. Das Amt des Quästors wird traditionellerweise von einem Mitarbeiter der Credit Suisse besetzt. Da Dr. Rolf Aeberli nach einem Amtsjahr aus der CS ausgeschieden ist, wurde als Nachfolger Dr. Christoph Brunner in den Vorstand gewählt.

FAN. Beim Fonds zur Förderung des akademischen Nachwuchses (FAN) trat Prof. Rolf Zinker-nagel aus dem Beirat zurück. Als Nachfolger wurde Prof. Martin Schwab, Direktor des Instituts für Hirnforschung, gewählt. Das Präsidium des Beirates über-

nahm Dr. Claus Schellenberg, früherer Präsident des ZUNIV, als Nachfolger von Dr. William Wirth. Der FAN konnte im Jahr 2001 15 Gesuche in der Höhe von rund 500'000 Franken bewilligen. Diese Mittel flossen dem FAN durch Spenden, Beiträge, Stiftungen und insbesondere durch den Gönnerclub zu. Speziell erwähnt wird die Stiftung «Ecoscientia», welche dem FAN über einen Zeitraum von drei Jahren einen Betrag von rund 500'000 Franken zur Verfügung stellt.

Dr. Georg Kramer, Präsident

ZUNIV

Sekretariat, Silvia Nett
Dorfstrasse 64
8484 Weisslingen
Tel. 052 384 23 03
Fax 052 384 23 59
nett@zuv.unizh.ch.
www.zuniv.unizh.ch.

FAN

Dr. Ulrich E. Gut
Alfred-Escher-Strasse 26
Postfach 185
8027 Zürich
Tel. 01 201 94 87
Fax: 01 201 94 91,
FAN@ueg.ch

Zwischen Feldarbeit und Lobbying

Dass Wissenschaft nicht unbedingt realitätsfern betrieben wird, zeigt die hochschulnahe NGO «infoe». Studierende der Ethnologie setzen sich darin mit ökologischen Problemen im Lebensraum indigener Völker auseinander. Gleichzeitig machen sie wichtige Erfahrungen für das Berufsleben.

VON LUKAS MÄDER

Sara Braun ist seit zwei Jahren Mitglied der Nichtregierungsorganisation «infoe», Institut für Ökologie und Aktions-Ethnologie Schweiz. Diese an das Ethnologische Institut der Universität Zürich angeschlossene Institution setzt sich für die Rechte der indigenen Völker – den so genannten Ureinwohnern – ein. «Ich wollte neben dem Studium Praxiserfahrung sammeln, etwas bewegen», begründet die 25-jährige Ethnologiestudentin ihr Engagement bei der Organisation. Inzwischen ist sie im Vorstand des Vereins und verantwortlich für das «infoe»-Magazin. Die neueste Ausgabe der Zeitschrift, die halbjährlich alternierend mit «infoe Deutschland» herausgegeben wird, befasst sich mit den Zusammenhängen zwischen Tourismus und den an den Reisezielen lebenden indigenen Völkern. Zusammen mit anderen Ethnologiestudentinnen und -studenten hat Sara Braun die gesamte Ausgabe produziert: vom Kontaktieren der Autoren, Geldbeschaffen, über das Lektorat bis zur Überwachung des Layouts und des Drucks. «Es war für mich die erste redaktionelle Arbeit, und wir haben wirklich



Die NGO «infoe» befasst sich mit Umweltproblemen in Gebieten mit indigenen Völkern. Ihr Werkzeug ist die Aktions-Ethnologie. (oben: Kirgisen und Europäer auf dem Jailoo, Bild Bernd Steimann; unten: Indianer, Bild D. Posey)

alles alleine gemacht», sagt Sara Braun.

Ökologischer Blick

Tobias Haller, der Gründer von «infoe Schweiz», hatte eben sein Studium abgeschlossen und eine Assistenzstelle angetreten, als er 1995 mit dem Aufbau von «infoe Schweiz» begann. Der frischgebackene Ethnologe war Vorstandsmitglied von «infoe Deutschland», das in den Achtzigerjahren aus der «Gesellschaft für bedrohte Völker» hervorgegangen war. «Ich fand die ökologische Sichtweise spannend – die war neu», sagt Tobias Haller rückblickend. So befasst sich «infoe» hauptsächlich mit den Umweltproblemen in von indigenen Völkern bewohnten Gebieten, die verursacht werden durch die Ausbeutung von Ressourcen wie Erdöl und Holz. Dass die Ursache dafür oft im Konsumverhalten westlicher Gesellschaften liegt, kommt dabei zur Sprache.

Als Werkzeug für diese Forschung dient «infoe» die Aktions-Ethnologie. Bei dieser Form der Ethnologie wird einerseits

vor Ort mit indigenen Gruppen unter Berücksichtigung ihrer Probleme zusammengearbeitet. Andererseits wird im eigenen Land mit Studien und Recherchen Informations- und Lobbyarbeit betrieben. Dabei soll – in Vertretung der indigenen Völker – auf die Politik Einfluss ausgeübt sowie die Öffentlichkeit für die eigene Mitverantwortung gegenüber den Problemen der indigenen Völker sensibilisiert werden.

Erdöl und Lebensraum

Ein Schwerpunkt der Tätigkeit von «infoe» ist der Themenkreis Erdöl, denn, so Tobias Haller, «am Beispiel Erdöl lässt sich die ganze Problematik sehr anschaulich darstellen». So wird beispielsweise in Sibirien, Nigeria oder Ecuador durch die Förderung des fossilen Rohstoffs die Umwelt stark verschmutzt. Dadurch wird der Lebensraum von indigenen Völkern zerstört. Zu diesem Thema führte Haller im Wintersemester 1996/97 ein Proseminar durch. Dabei kam einiges an Material zusammen: «Wir hatten die Idee, das ganze

Erdölthema zu einem Buch zu machen, was dann aber eine Riesenarbeit wurde», erzählt Haller. Die Arbeiten für das 687 Seiten starke Buch dauerten knapp drei Jahre, wobei Tobias Haller einen Grossteil der Arbeiten erledigte. Im Jahre 2000 erschien das von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) des Bundes finanzierte Werk unter dem Titel «Fossile Ressourcen, Erdölkonzerne und indigene Völker». Damit ist «infoe» eine beachtliche Publikation gelungen.

Auch wenn die Arbeit der rund 15 «infoe»-Mitarbeiter/-innen grösstenteils organisatorischer Natur ist, können sie viel dabei lernen: «Ich habe Projekte von der vagen Idee bis zur Verwirklichung durchgezogen», sagt Sara Braun. Eine Fähigkeit, die an der Universität kaum gelehrt wird. Auch Tobias Haller glaubt, dass Studierende sich bei ihnen wichtige Fähigkeiten für den Berufsalltag aneignen. Doch auch wer Ethnologie lieber theoretisch betreibt, dem kann Tobias Haller weiterhelfen: «Bei uns ist noch unaufgearbeitetes Material für manche Lizenzatsarbeit vorhanden.»



Lukas Mäder ist freier Journalist.

Stimmt es, dass ...

... EMOTIONEN EINE PHYSISCHE ANGELEGENHEIT SIND?

ANTWORT: RODNEY DOUGLAS UND KEVAN MARTIN

Seit Anbeginn der Zivilisation hat sich der Mensch damit beschäftigt, die menschliche Vernunft und das menschliche Verhalten zu verstehen. Ursprünglich war unser Wissen so beschränkt, dass es für viel Phänomene nur metaphysische Erklärungen gab. Während der Aufklärung lieferte die Entwicklung deterministischer Denksysteme, der Mathematik und mechanischer Geräte wie Pumpen, Uhren oder Dampfmaschinen Analogien für das Verständnis des Menschen. Aber unsere ganz persönliche, subjektive Erfahrung konnte ohne Rückgriff auf eine nicht physische «Seele» immer noch nicht erklärt werden. Insbesondere schien es unmöglich, dass Gefühle wie Liebe, Angst, Glück oder Traurigkeit einem rein physischen Körper entsprangen. Die Trennung der Seele oder des Verstandes vom Körper wird meist mit René Descartes in Verbindung gebracht und als kartesischer Dualismus bezeichnet.

Indem sie zeigen, dass die Gefühle einen physischen Ursprung haben, liefern die Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts die klarste Widerlegung des kartesischen Dualismus. Neurochirurgen haben subjektive emotionale Empfindungen hervorgerufen, indem sie verschiedene Bereiche des Hirns elektrisch stimulierten. In jüngster Zeit wurde die funktionelle Bildgebung eingesetzt, um zu zeigen, dass bestimmte Gefühlszustände mit lokalen Veränderungen der Hirnaktivität korrelieren. Weil Nervenzellen viele verschiedene Rezeptoren für Drogen haben, können Drogen die Stimmung beeinflussen und sogar «religiöse» Erfahrungen herbeiführen. Selbstverständlich werden viele natürliche und künstliche Substanzen benutzt, um Gefühle zu beeinflussen: Alkohol ist die am weitesten verbreitete dieser Drogen.

Diese Beobachtungen legen den Schluss nahe, dass Descartes «Seele» eine sehr physische ist und dass die deterministischen Prozesse des physischen Hirns die Quelle der Gefühle sind. Wenn dem so ist, sollten Maschinen wie Computer, die ähnlich funktionieren wie das Hirn, in der Lage sein, Gefühle zu haben. Sind sie es?

Unser Verständnis der Maschinen und ihrer Limiten erreichte eine entscheidende Phase vor 50 Jahren, als Alan Turing und andere die Grenzen der Logik und Mathematik erforschten. Ihre Forschung brachte einige erstaunliche Erkenntnisse. Erstens: Alles, was gedacht oder berechnet werden kann, kann durch eine bestimmte, gut spezifizierte Maschine berechnet werden. Diese theoretische Maschine wird «Universal Turing Machine» genannt. Die heutigen Computer sind praktische Bei-



Illustration Romana Semadeni

spiele eines solchen Geräts. Die dramatische Konsequenz dieser Erkenntnis ist eine logische Beschreibung der Hirnfunktion, einschliesslich der Gefühlsmechanismen. Zweitens kann eine Universal Turing Machine diese Beschreibung lesen und sich wie das beschriebene System verhalten, um exakt das gleiche Resultat zu produzieren. Wenn das Hirn Gefühle ausdrückt, wird es die Universal Turing Machine oder ein Computer ihm gleich tun.

Haben wir damit unsere Frage beantwortet: Können wir, im Prinzip, emotionale Maschinen bauen? Die Universal Turing Machine verspricht einfach, den gleichen Output zu produzieren wie das System, das sie imitiert, wenn sie den gleichen Input bekommt. Das heisst, sie erreicht durch Imitation das gleiche Verhältnis von Input und Output. Solche Maschinen könnten mit Menschen auf der emotionalen Ebene interagieren und im Hinblick auf Zusammenarbeit, Empathie, Vergnügen und Zwang die gleichen Wirkungen erzielen wie Gruppen von Menschen. Diese Interaktionen werden ein neues Zeitalter in der Beziehung zwischen Menschen und ihren intelligenten Schöpfungen einläuten. Die Forschung im Bereich der emotionalen Maschinen entwickelt sich rapide. Der Beitrag von Universität und ETH Zürich zur Expo 02, «Ada – der intelligente Raum», ist ein Beispiel solcher Forschung.

Während die Universal Turing Machine Emotionen sicherlich ausdrücken kann, ist weniger klar, ob sie diese auch empfinden kann. Maschinen wie Ada können die Mechanismen von Gefühlen imitieren, ohne selbst emotional zu sein. Aber was ist der Unterschied zwischen virtueller und wirklicher Emotion? Biologische Maschinen wie wir empfinden Emotionen. Aber anders als unsere auf Silikon basierenden Computer haben biologische Maschinen die bemerkenswerte Eigenschaft massiver Interaktionen auf der molekularen Ebene, die wir nicht vollständig verstehen. Haben solche Maschinen Eigenschaften, die über unsere von Turing geprägten Vorstellungen hinaus gehen? Neue Erkenntnisse der Biologie, der Computerwissenschaft und des neuromorphischen Engineerings werden sicherlich zu verstehen helfen, weshalb und wie wir subjektiv empfinden. Diese Entdeckungen werden mindestens so aufregend sein wie jene von Turing und seinen Kollegen.

Rodney Douglas ist Professor für Theoretische Neuroinformatik und **Kevan Martin** Professor für Systemneurophysiologie.

(Übersetzt aus dem Englischen von Thomas Gull)